

For Reference

NOT TO BE TAKEN FROM THIS ROOM

Ex LIBRIS
UNIVERSITATIS
ALBERTAENSIS





Digitized by the Internet Archive
in 2023 with funding from
University of Alberta Library

<https://archive.org/details/Stephan1977>

THE UNIVERSITY OF ALBERTA

DICHTUNG ALS POLITISCHES MANDAT :

WALTHERS POLITISCHE UND RELIGIÖSE LYRIK

UNTER FRIEDRICH II.



BY

ALINA STEPHAN

A THESIS

SUBMITTED TO THE FACULTY OF GRADUATE STUDIES AND RESEARCH
IN PARTIAL FULFILMENT OF THE REQUIREMENTS FOR THE DEGREE
OF MASTER OF ARTS

DEPARTMENT OF GERMANIC LANGUAGES

EDMONTON, ALBERTA

SPRING, 1977

ABSTRACT

Existing interpretations of the writings of Walther von der Vogelweide are almost exclusively comprehensive analyses, or examinations of individual songs. A look at the secondary literature on his political and religious poetry appears to substantiate this claim. A different approach is suggested in the present study in that a clearly delimited period of Walther's life is made the focus of attention. The interdependence of the given historical and political conditions, and the specific messages conveyed in Walther's songs can thus be made more intelligible. The fact that Walther was financially rewarded by Frederick II for his services can explain much of the poet's perception and presentation of political events.

The detailed discussion of major socio-cultural and socio-political developments during the period 1150-1230 is followed by an analysis of Walther's poetry on political issues. His personal experiences during those years were obviously having a direct bearing on the content and the scope of his arguments. Walther's exceptional position in German medieval literature also emerges with respect to political and religious poetry: Since there were no predecessors in the field, he can be regarded the initiator of this important aspect in the history of German literature.

Abstrakt

Die vorliegende Walther-Literature befasst sich zumeist mit Gesamtausgaben oder mit der Interpretation einzelner Strophen. Dieses trifft vor allem für die Sekundärliteratur zu, die sich mit seiner politischen und religiösen Lyrik beschäftigt. Die vorliegende Untersuchung weicht von dieser Praxis ab und beleuchtet eine zeitlich klar umrissene Schaffensperiode Walthers, in der der Zusammenhang zwischen politischen Ereignissen und dichterischen Aussagen deutlich gemacht werden kann. Zugleich kann Walthers Dienstverhältnis zu Friedrich II. als wichtiges Element für den Inhalt seiner Dichtung angesehen werden.

Ausgehend von einer ausführlichen Darstellung der soziokulturellen und sozio-politischen Gegebenheiten von etwa 1150 bis 1230, wird Walthers politisch relevante Dichtung in den Mittelpunkt gestellt. Des Dichters persönliche Lebensumstände haben nachweislich Inhalt und Umfang seines Schaffens beeinflusst. Walthers hervorragende Stellung in der deutschen Literatur des Mittelalters trifft auch auf seine religiöse und politische Lyrik zu. Er kann als der Begründer dieser beiden Gattungen angesehen werden, da er hier nicht auf bedeutsame Vorbilder zurückgreifen konnte.

ACKNOWLEDGEMENTS

Die Verfasserin dieser Arbeit erkennt dankbar die fachkundige und verständnisvolle Anleitung an, die ihr Dr. Eugene Egert beim Zustandekommen der vorliegenden Untersuchung zukommen liess. Darüber hinaus hat die finanzielle Unterstützung des Department of Germanic Languages wesentlich zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen.

Nicht zuletzt gebührt meiner Familie und meinen Eltern Dank, dass sie die Unannehmlichkeiten, die eine studierende Mutter und Hausfrau mit sich bringt, so geduldig und nachsichtig ertragen haben.

INHALTSVERZEICHNIS

Kapitel	Seite
I. EINFÜHRUNG	1
1. Die Hauptereignisse des politischen Geschehens.	
2. Einige biographische Daten Walthers.	
3. Absicht der Arbeit.	
4. Übersicht über den Aufbau und Begrenzung der Arbeit.	
5. Begriffsbestimmung.	
II. DER HISTORISCHE HINTERGRUND FÜR WALTHERS DICHTUNG UNTER FRIEDRICH II.	13
1. Die soziale und kulturelle Situation der Zeit.	
2. Der Streit zwischen Kirche und Staat.	
3. Das deutsche Reich unter Barbarossa und Heinrich VI.	
4. Das Doppelkönigtum: Otto IV. und Philipp von Schwaben.	
5. Das zweite Doppelkönigtum: Otto IV. und Friedrich II.	
6. Die Alleinherrschaft Friedrichs II.	
III. FRÜHE "SPRUCHDICHTUNG" UND WALTHERS <u>REICHSTON</u>	34
1. Herger.	
2. Spervogel.	
3. Walthers <u>Reichston</u> .	

Kapitel	Seite
IV. ANALYSE DER POLITISCHEN LIEDER UNTER FRIEDRICH II.	49
1. Der <u>König Friedrichston</u> .	
2. <u>Der Bognerton</u> .	
3. Der <u>Kaiser Friedrichs-</u> (und <u>Engelbrechts</u>) <u>Ton</u> .	
4. Der <u>König Heinrichston</u> (<u>Rügeton</u>).	
V. ANALYSE DER RELIGIÖSEN KREUZZUGSLIEDER UNTER FRIEDRICH II.	81
1. Die <u>Elegie</u> .	
2. <u>Aufforderung zum Kreuzzug</u> .	
3. Das <u>Kreuzlied</u> .	
4. Zusammenfassung der religiösen Kreuzzugs- lieder.	
VI. SCHLUSSFOLGERUNGEN	98
ANHANG	106
ANMERKUNGEN	110
BIBLIOGRAPHIE	114

I. EINFÜHRUNG

Walther von der Vogelweide, der bedeutendste Lyriker der Stauferzeit erlebte und verfolgte eine bemerkenswerte Phase deutscher Geschichte. Während seiner Lebensjahre von etwa 1170 bis etwa 1230 erhoben Barbarossa (1152-1190), Heinrich VI. (1190-97) und Friedrich II. (1212-56), die bekanntesten Kaiser aus der staufischen Dynastie das Deutsche Reich zur führenden Weltmacht. Mit diesem Führungsanspruch stiessen die Stauferkaiser aber auf zwei entschlossene Widersacher, die ebenfalls hegemonielle Absichten verfolgten, einmal: Die Welfen und zum zweiten den Papst in Rom. Die Folge dieses Zusammenpralls der Interessen war ein immer wieder sich entfachender Bürgerkrieg in Deutschland, bei dem die Welfen und Rom eine zeitweilige Koalition eingingen.

Eine andere, für diese Zeit typische Erscheinung, die wohl schon während der letzten Jahrzehnte des 12. Jahrhunderts einsetzte, sich aber besonders in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bemerkbar machte, war der beginnende Verfall der Feudalherrschaft und damit der höfischen Kultur.

Diese hier kurz skizzierten Faktoren hat Walther nicht nur erlebt, sondern auch verfolgt und in seiner politischen und religiösen Lyrik verarbeitet.

1. Die Hauptereignisse des politischen Geschehens.

Des Sängers Geburtsjahr fällt ungefähr in die Zeit als Barbarossa das Reich zu glanzvoller Höhe geführt hatte. Diesem Stauferkaiser war es gelungen, sich sowohl gegen Rom als auch gegen die Welfen erfolgreich zur Wehr zu setzen,

so dass Deutschland durch eine vorübergehende friedliche Entwicklung gekennzeichnet war. Der Kampf, den Barbarossa mit den oberitalienischen Städten führte, berührte diese unwesentlich, und der innerdeutsche Widersacher, Heinrich der Löwe, musste eine erniedrigende Verbannung nach England erdulden. Auch Barbarossas plötzlicher Tod auf dem von ihm geleiteten Kreuzzug 1190 brachte keine wesentliche Veränderung innerhalb Deutschlands. Sein Sohn Heinrich VI. bestieg den Thron, regierte umsichtig und kraftvoll und erweiterte die Grenzen des Imperiums beträchtlich. Unter seiner Regierung hatte es die grössten Ausmasse, die es jemals erreicht hat. Durch die Ehe mit einer sizilischen Normannenprinzessin gliederte er sowohl das Erbland seiner Gemahlin als auch ganz Italien, den Kirchenstaat einbegriffen, dem Reiche zu. Heinrichs VI. plötzlicher Tod 1197 hatte allerdings den sofortigen Zusammenbruch des riesigen Reiches zur Folge, aber auch den erneut einsetzenden Kampf zwischen Welfen und Staufern geschürt durch Rom. Für den innerdeutschen Reichsteil äusserte sich dieses in der Doppelwahl Philipps von Schwaben "eins keisers bruder und eins keisers kint" (19,8),¹ wie ihn Walther nennt und Otto IV. aus dem Hause der Welfen, Heinrichs des Löwen Sohn. Es setzte nun ein grausamer Bürgerkrieg in Deutschland ein, von dem Walther im Reichston zu singen weiss, den sowohl die deutschen Reichsfürsten als auch Rom nutzten, um ihre Macht und ihren Einfluss zu stärken, denn beide waren an einem starken Kaisertum nicht interessiert. Überhaupt für Rom war dieses die denkbar gün-

stigste Gelegenheit, nun seinen Weltführungsanspruch zu behaupten, was dann schliesslich unter Friedrich II. zum erbittertsten Kampfe zwischen "imperium" und "sacerdotium" um die Vormachtstellung führte. Die Ermordung Philipps 1208 brachte Otto IV. unterstützt von Rom die Alleinherrschaft ein, denn auch die Grossen des Reiches hatten den zehnjährigen anarchischen Zustand satt. Als sich der Welfe aber unerwartet den Manipulationen der Kurie widersetzte, sorgte diese für ein zweites Doppelkönigtum Ottos IV. und Friedrichs II. von Sizilien, Heinrichs VI. Sohn, ein Mündel Innocenz' III.

Erneuter Kriegszustand war die Folge, bis Friedrich Otto 1215 endgültig besiegen konnte. Der Welfe verschied 1218 recht ruhmlos auf der Harzburg und Friedrich konnte nun in Ruhe die Wiederaufrichtung des Römischen Imperiums vorbereiten, was einen erneuten Macht- und Unabhängigkeitszuwachs sowohl der geistlichen als auch der weltlichen Reichsfürsten und seine Kaiserwahl 1220 zur Folge hatte, aber auch eine vorübergehende Beruhigung im Reiche.

2. Einige biographische Daten Walthers.

Blendet man nun Walthers Biographie in dieses politische Geschehen ein, so lässt sich folgendes feststellen: Die verhältnismässig ruhige und ruhmvolle Regierungszeit Barbarossas und Heinrichs VI. hat er wohl am stets staufenfreundlichen Wiener Hofe erlebt. Die Zeile (32,14) des Unmutstons "... zu ôsteriche lernt ich singen unde sagen" verweist darauf. Er hat hier als junger Mensch Lieder der hohen Minne

im Stile Reinmars von Hagenau gedichtet. Auffallend ist, dass ihn diese glanzvolle und ruhige Epoche deutscher Geschichte nicht zum Verfassen politischer Lieder veranlasst hat, obwohl schon in der Lyrik der Zeit auch andere Themen als die der hohen Minne verarbeitet wurden, wie im 3. Kapitel gezeigt werden soll. 1198, als das Reich durch die erste Doppelwahl in chaotische Zustände gestürzt wurde, musste Walther zu seinem anhaltenden Leidwesen "den wunneclichen hof ze Wiene" (84,10) verlassen, denn Leopold VI., der nach dem Tod Friedrichs in Wien herrschte, hat ihm offenbar seine Gunst verweigert. Auf seiner nun einsetzenden Wanderzeit, auf der er nach eigener Aussage "von der Seine unz an die Muore" (31,13), und von "dem Pfâde unz an die Traben" (31,14) gekommen ist, hat sich offenbar sein Weltbild entscheidend geändert und erweitert. In seiner Dichtung macht sich dieses durch das Überwinden der hohen Minne, aber auch durch die nun einsetzende politische Lyrik bemerkbar. Der Sänger schafft sein erstes politisches Lied, den Reichston, in dem er die politische Situation Deutschlands um die Jahrhundertwende schildert. Dazu mag er einen inneren, aber auch äusseren Anstoss gehabt haben, denn er agitiert damit offenbar im Sinne Philipps, dessen Anhänger er dann wurde und bei dem er wahrscheinlich Aufnahme gefunden hat. Im Jahre 1202, als der Bürgerkrieg wütete und die Loyalität der Fürsten gegenüber dem König umstritten war, unterstützt er im ersten Philippston die Politik des Staufens und verweist die wankelmütigen Fürsten auf ihren Platz, nämlich

hinter die Krone mit dem Weisen, der "aller fürsten leitersterne" (19,4) ist. Als Walther dann 1203 im Gefolge des Bischofs Wolfer von Passau, der die Trauung Leopolds mit einer griechischen Prinzessin vornahm, wieder nach Wien kam, scheint er sich aber aus persönlichen Gründen, nämlich wegen mangelnder "milte", schon von Philipp gelöst zu haben. Seiner Dichtung ist zu entnehmen, dass er nun wieder weit im Lande umhergekommen ist. Er hielt sich wohl oft für längere Zeit am Hofe des Thüringer Landgrafen, aber auch in Meissen und Bayern auf. Bei diesen Gelegenheiten konnte er die persönliche Bekanntschaft mit anderen Dichtern, wie zum Beispiel Morungen und Spervogel machen. In diese Zeit fällt auch die beginnende Auseinandersetzung mit kirchlichen Angelegenheiten, die dann im Unmutston ihren Höhepunkt erreicht, als er um 1211 vorübergehender Anhänger Ottos IV. wurde. Im Ottenton unterscheidet er ausdrücklich zwischen weltlicher und kirchlicher Macht und sieht den Kaiser unabhängig von Rom. Ungefähr ein Jahr später, seine Anhängerschaft an Otto steht jetzt nicht mehr fest, greift er dann Innozenz III., aber auch die Kleriker überhaupt wegen ihrer Machtansprüche in nie wieder hervorgebrachter Schärfe an. Ein vordergründiger Grund für seine Trennung von Otto ist wieder dessen mangelnde Freigebigkeit, was für Walther offenbar die Rechtfertigung zum frühen Übertritt (circa 1212) zum jungen Friedrich ist. Bei diesem erreicht der Sänger dann sein Lebensziel, nämlich die Belehnung im Raume Würzburgs um 1216.

Offenbar ist Walther nun auch noch im Reiche umhergezogen,

natürlich weniger häufig als früher, denn er war dem jungen König und späteren Kaiser ja verpflichtet. Er hat sich mit Sicherheit am Hofe des Grafen von Katzenellenbogen aufgehalten und hat wohl auch Beziehungen zum Reichsverweser Engelbrecht von Köln unterhalten, was die Strophen (85,1) und (85,9) anzeigen. Als Walther dann im Jahre 1227 zum letzten Male mit voller Kraft die Politik Friedrichs unterstützt, ist er wohl auch wieder am Wiener Hofe gewesen, denn dieser kann als Entstehungsort für die Elegie angenommen werden. In dieser Zeit untersteht er sich sogar, den jungen König Heinrich VI. öffentlich zu rügen und erweckt damit den Eindruck, als sei er sogar dessen Erzieher gewesen. Es gibt dazu allerdings keinerlei Hinweise aus Schriftstücken, die aus der Umgebung Friedrichs und Heinrichs überliefert sind. Der Sänger muss bald darauf, das heisst um 1230 verstorben sein, denn zu den bedeutsamen Ereignissen in Jerusalem im Jahre 1229--Kaiser Friedrichs Krönung und sein ruhmvolles Abkommen mit dem ägyptischen Sultan--äussert sich Walther nicht mehr, was ja zu erwarten gewesen wäre.

Zusammenfassend bleibt zu bemerken und hervorzuheben, dass Walther als erster Lyriker deutscher Zunge die verwirrenden politischen und religiösen Ereignisse seiner Zeit zusammen mit rein didaktischen Themen zu Liedern verfasst hat und diese vor seinem höfischen Publikum vorgetragen hat und damit eine mehr oder weniger bedeutsame agitierende Funktion im Reiche eingenommen hat. Dass er bekannt war, beweisen mehrfache Äusserungen seiner Dichterkollegen (zum Beispiel

Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strassburg), dass er durchaus erfolgreich gewesen ist, kann den oft zitierten Zeilen 11223-25 aus dem Wälschen Gast seines Zeitgenossen Thomasin von Zirclaria entnommen werden.

3. Absicht der Arbeit.

Zu diesen Liedern nun oder wie man sie vor Maurer nannte Sprüchen, fehlen zusammenhängende Interpretationen aus einzelnen wichtigen Schaffensperioden, wie sie zum Beispiel eine unter Friedrich II. darstellt, weitgehend. Walthers Schaffenszeit unter Otto Iv. wurde von Arthur Hatto untersucht. Hingegen gibt es keine neuzeitliche Untersuchung der waltherschen Dichtung unter Friedrich II. Richard Fischer hat zwar im Jahre 1894 eine sechsunddreissig Seiten lange Arbeit über Das Verhältnis Walthers von der Vogelweide zu Friedrich II. geschrieben, die aber leider nicht eingesehen werden konnte.

Es ist nun die Absicht dieser vorliegenden Untersuchung, Walthers politische und religiöse Lyrik dieser Zeitspanne einer genaueren Analyse zu unterziehen.

Vor allem käme es hierbei darauf an, die Wechselbeziehung zwischen Walthers äusseren Lebensumständen, seinen ethischen und politischen "Wertsystemen" und ihrem künstlerischen Ausdruck in den Vordergrund zu rücken.² Von daher ergibt sich ein vorwiegend literarhistorischer Ansatz für die vorliegende Untersuchung, indem der Dichter und sein Werk in den geschichtlichen Rahmen gesetzt werden, welcher nachweisbar Walthers literarische Tätigkeit entscheidend geprägt hat.

Darüber hinaus ist folgender Gesichtspunkt von Bedeutung: Walther stand zu dieser Zeit auf dem Höhepunkt seiner beruflichen Karriere, aber den Zenith seines Lebens hatte er bereits überschritten, wenn man an die geringere Lebenserwartung des mittelalterlichen Menschen denkt. Darum war es für ihn eine zwingende Notwendigkeit, sich nun nach Möglichkeit ein Zuhause zu verdienen. Von daher soll versucht werden, herauszufinden, inwiefern seine Dichtung dieser politisch bedeutsamen Zeitspanne von etwa 1214 bis 1230 doch von Kompromissen gekennzeichnet ist, das heisst inwiefern er seinem in jugendlicherem Eifer entworfenen Programm, wie wir es im Reichston finden, konsequent folgte.

4. Übersicht über den Aufbau und Begrenzung der Arbeit.

Dazu ist es notwendig, einen detaillierten Überblick über die historischen Geschehnisse, in die sich Walther verwickelt sah, zu bringen. Dieses soll im 2. Kapitel erfolgen. Im 3. Kapitel dann wird die Lyrik nichtminniglichen Inhalts vor Walther, das heisst die seiner Dichterkollegen Herger und Spervogel einer näheren Betrachtung unterzogen, um festzustellen, ob diese Walthers Dichtung religiösen und politischen Inhalts beeinflusst hat oder ob diese Gattung als Walthers Eigenschöpfung verstanden werden kann. Zu diesem Zwecke wird auch sein erstes politisches Lied, der Reichston, der noch zur Wirkungszeit Spervogels verfasst sein muss, herangezogen und analysiert, um dann im 4. und 5. Kapitel Walthers politische und religiöse Lyrik unter Friedrich II. einer Interpretation zu unterziehen. Im 6. Kapi-

tel sollen dann die Schlussfolgerungen gebracht werden. Aber nur die folgenden Lieder werden zu den Gattungen "religiöse Lieder" und "politische Lieder" als zugehörig betrachtet und daher berücksichtigt: Der König Friedrichston, der Bognerton, der Kaiser Friedrichs- (und Engelbrechts)-ton, der König Heinrichston, die Elegie, die Aufforderung zum Kreuzzug und das Kreuzlied.

Es muss aber noch darauf hingewiesen werden, dass Walther in dem Zeitraum von 1214-1230 ausser politischen und religiösen Liedern zunächst auch seine Lieder der neuen hohen Minne verfasst hat, diese bleiben natürlich ebenfalls unberücksichtigt. Auch seine persönlich gehaltenen Alterslieder wie zum Beispiel Herrendienst, Absage an die Welt, Alterston, Reue, Entsagung, Gegen die dörperlichen Sängere und Einst und Jetzt, gehören nicht den zu untersuchenden Gattungen an. Weiterhin kann der Leich seiner Eigenständigkeit wegen nicht mit einbezogen werden. Auch das Palästinalied wird nicht mit untersucht, da es aller Wahrscheinlichkeit nach nicht in die Schaffenszeit unter Friedrich fällt.³

Bei der Einteilung der waltherschen Töne in Lieder wird Friedrich Maurers Zusammenstellung der Lyrik Walthers zu einheitlichen Liedern gefolgt. Eine genaue Darstellung der maurerschen Ton-Liedeinheit erfolgt im Anhang. Aber bei Zitaten wird der Nummerierung Lachmanns gefolgt. Die jeweiligen lachmannschen Nummern erscheinen dann in Klammern. Zitate, die Hergers und Spervogels Dichtung entnommen sind, erscheinen nach der üblichen Nummerierung von Des Minnesangs

Frühling.

5. Begriffsbestimmung.

Schliesslich erscheint es noch notwendig, aufzuzeigen, wie die Termini "politisch" und "religiös" in dieser Untersuchung verstanden werden.

Politische Lyrik soll wie folgt aufgefasst werden: Der Begriff "politisches Lied" lässt sich unterteilen (1) in politisches Lied im engeren und (2) politisches Lied im weiteren Sinne. Unter (1) würde die Lyrik fallen, in der Walther sich ausdrücklich, das heisst namentlich an Personen wendet, die die Politik bestimmen oder mitbestimmen und in der er sich auf politische Ereignisse, wie zum Beispiel Hoftage bezieht. (2) ist politisch im weiteren Sinne der Bezug auf alle anderen Themen, die auf die Politik zurückgeführt werden müssen, also deren Ausflüsse sind: zum Beispiel Wandel in der gesellschaftlichen Struktur, Wandel in der herrschenden Kultur, damit eng verbunden Änderung im vorherrschenden Wertsystem. Hierher gehören aber auch Walthers Strophen über das sittliche Verhalten, da diese meistens Kritik an der höfischen Gesellschaft sind und diese wiederum als Repräsentantin der kulturellen Normen ein Spiegelbild der politischen Realität darstellt. Aber sowohl die Dichtung des enggesteckten, wie die des erweiterten Rahmens fällt zusammen unter dem Begriff "politische Lyrik" und wird im nachfolgenden auch so verstanden. Von daher sind die vier zu untersuchenden politischen Lieder Mischformen von 1 und 2, zu denen manchmal rein religiöse Strophen hinzukommen, eine

Erscheinung, die für mittelalterliche Lyrik typisch ist. Es kann daher Maurers Bezeichnung "politische Lieder" gefolgt werden.

Maurer stellt wohl mit Recht fest, dass die Grenzen zwischen politischer und religiöser Lyrik bei Walther oft sehr fließend sind. Deshalb ordnet er zwei der bedeutendsten religiösen Lieder von Walther, die Elegie und die Aufforderung zum Kreuzzug den politischen Liedern zu, denn "die Werbung im Dienste Friedrichs" scheint hier das Hauptanliegen zu sein. In der Tat sind hier klare Abgrenzungen schwierig, und man kann Maurer von daher durchaus zustimmen. Trotzdem soll in dieser Arbeit versucht werden, eine Definition der religiösen Lyrik von Walther anzubieten. Sie zerfällt (1) in religiöse Lyrik, (2) in politische Kreuzzugslyrik und (3) in religiöse Kreuzzugslyrik. Zu (1) gehört vornehmlich der Leich, aber auch zum Beispiel (26,3) aus dem König Friedrichston und (78,24) aus dem Bognerton: Es handelt sich hier um eine Bezugnahme auf die göttliche Allmacht und die Verehrung der Gottesmutter, Christi und der himmlischen Heerscharen, ohne dass diese mit weltlichen Ereignissen in einen direkten Zusammenhang gebracht werden. Man könnte von daher auch von einer rein sakralen Lyrik sprechen. Politische Kreuzzugslyrik stellt den Zusammenhang zwischen dem christlichen Glaubenskrieg und führenden politischen Personen her, wie zum Beispiel in (85,17) des Kaiser Friedrichstons. Also ist diese Untergattung eingewoben in die politische Lyrik und wird auch in diesem Zusammenhang mit unter-

sucht. Damit kann die politische Kreuzzugslyrik als Parallele zur politischen Lyrik im engeren Sinne verstanden werden. Schliesslich ist religiöse Kreuzzugslyrik zu verstehen als eine Überblendung religiöser und weltlicher Themen unter dem Gesichtspunkt des Kreuzzuges, wobei allerdings der Aufforderungscharakter, zum Beispiel durch Namensnennung viel allgemeiner gehalten wird. Walthers religiöse Kreuzzugslyrik manifestiert sich im Gegensatz zu seiner politischen Kreuzzugslyrik in selbständigen lyrischen Grossformen, wie zum Beispiel in der Elegie, in der Aufforderung zum Kreuzzug und im Kreuzlied. In diesen drei Liedern finden wir die Betonung des Kreuzzugsgedanken abgestuft. In der Elegie, die eigentlich mehr weltlich als religiös ist, leitet Walther aus der Kritik an der Gesellschaft schliesslich zur indirekten Aufforderung an die ritterliche Welt über, sich mit der Beteiligung am Heiligen Krieg, die ewige Seligkeit zu erwerben. In der Aufforderung zum Kreuzzug, die sowohl religiös als auch weltlich ist, erfolgt die tatsächliche Aufforderung eingeschlossen in eine wesentlich religiösere Grundstimmung. Das Kreuzlied schliesslich ist vor allem religiös, aber auch weltlich. Walther verherrlicht hier den Kreuzzug in vornehmlich religiöser Sprache und Thematik. Aus den somit erwähnten Gründen werden diese drei Lieder im Gegensatz zu Maurer zur religiösen Lyrik gerechnet.

II. DER HISTORISCHE HINTERGRUND FÜR WALTHERS DICHTUNG UNTER FRIEDRICH II.

1. Die soziale und kulturelle Situation der Zeit.

Als Walther um 1170 geboren wurde, erlebte Deutschland die Wiederaufrichtung des römischen Imperiums unter den Staufern. Es war ein Kennzeichen des bestehenden Feudalsystems, dass Deutschland eine ausgeprägte ständische Ordnung hatte, in der der hohe Adel und die Geistlichkeit nicht nur gesellschaftlich, sondern auch politisch führend waren. Das Bürgertum der Städte begann durch die sich ausbreitende Geldwirtschaft zu erstarken, ohne jedoch politisch an spürbarem Einfluss zu gewinnen. Der unterste Stand wurde durch die breite Masse der Bauern vertreten, die zum Teil als Leibeigene fast völlig rechtlos waren und für das soziale und kulturelle Leben noch keine Bedeutung besaßen. So erklärt es sich auch, dass Adel und Geistlichkeit der ausschliessliche Gegenstand der Dichtung dieser Zeit sind. Überhaupt scheinen für Walther der Bürger- und Bauernstand nur einer Erwähnung wert. Hingegen sehen zum Beispiel Thomasin und Freidank den Kaufmann in abwertendem Sinne als "wuoher".

Es wäre aber irreführend, von einem erstarrten sozialen System zu sprechen, denn schon zur Zeit Barbarossas (1152-1190), aber auch während der Regierung Heinrichs VII. (1225-1235, seit 1220 unter der Vormundschaft Engelbrechts von Köln und des Bayernherzogs) begann sich vornehmlich in dem grossen Herzogtum Schwaben eine neue soziale Interessengruppe, nämlich der vom Hofe geförderte Dienstadel, die Ministe-

rialen, zu bilden und politische Ansprüche anzumelden.¹

Diese neue soziale Schicht ist insofern für das gegenwärtige Thema von Bedeutung, als Walther in seiner Altersdichtung wiederholt Bezug darauf nimmt. So bedauert er zum Beispiel, dass der Typ des bis dahin in der Gesellschaft tonangebenden Höflings als Vertreter der Minnekultur durch neue tonangebende Kräfte verdrängt wurde. Nach der Periode des donauländischen Minnesangs (1150-1170) herrschte an den deutschen Höfen die Lyrik der hohen Minne, neben der auch eine recht schwache "Spruchdichtung" ihr Feld behauptete. Die hohe Minne wurde in den Jahren 1170 bis circa 1190 vornehmlich von Heinrich von Veldeke und Friedrich von Hausen in Deutschland eingeführt. Walther folgte dieser Richtung zunächst uneingeschränkt unter dem Einfluss Reinmars am österreichischen Hofe bis 1198, als er sich vom Wiener Hofe verdrängt sah. Während der folgenden Jahre wurde vornehmlich durch seine Dichtung das Ideal der hohen Minne in Frage gestellt, indem er neue Werte propagierte, die als niedere Minne bezeichnet worden sind. Gegenstand der Verehrung des minnenden Ritters war danach nicht mehr ausschliesslich die gesellschaftlich hochstehende Dame, sondern zunehmend das einfache Landmädchen. Eine weitere Ausdehnung des Minnebegriffes erfolgte durch die Betonung der Gegenseitigkeit der Liebesbeziehungen. Es ist auffallend, dass mit dieser Erweiterung des Minneideals eine stärkere Hinwendung Walthers zu den politischen Ereignissen seiner Zeit erfolgte. Vordergründig kann dieser Wandel dadurch erklärt werden,

dass er sich gezwungen sah, neue Mäzene anzusprechen, die sich Walthers führender Stellung unter den Fahrenden gerne bedienten. Es ging nicht nur darum, ihre politischen Absichten im Reiche zu propagieren, sondern sie brauchten auch eine propagandistische Gegenwirkung gegen die machtpolitischen Ansprüche der Kirche. Hintergründig hingegen scheint die Vermutung berechtigt, dass in Walthers äusseren Lebensumständen nach 1198 der Keim für ein weiteres Weltbild angelegt wurde, das politische aber auch soziale Probleme mit einschloss. Mit anderen Worten: Walthers Dichtung in reiferen Jahren kann nicht losgelöst von seinen äusseren Lebensumständen und seinen psychologischen Reaktionen darauf verstanden werden. Die herrschende Kultur jener Jahre war höfische Kultur, und um diese Kultur zu schaffen und zu erhalten war das fürstliche Mäzenatentum von ausschlaggebender Bedeutung. Ohne deren Protektion war es den Sängern unmöglich, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, und es kann durchaus angenommen werden, dass sich diese wirtschaftliche Abhängigkeit in der Dichtung niederschlug.

2. Der Streit zwischen Staat und Kirche.

Grundlegend für die politischen Spannungen während des Mittelalters waren die Machtansprüche der Kurie gegenüber dem deutschen Kaisertum als dem Repräsentanten der weltlichen Macht. Höhepunkte dieser Auseinandersetzung waren im 11. Jahrhundert Heinrichs IV. Gang nach Canossa (1077) und im 13. Jahrhundert der Kampf zwischen dem Heiligen Stuhl und Friedrich II., vor allem in den Jahren 1220-1250. Auslösend

für die Zuspitzung des Konflikts zwischen kirchlicher und weltlicher Macht war die Kaiserkrönung Karls des Grossen, die einmal das Recht der Kirche zur Belehnung des Kaisers mit den äusseren Zeichen seiner Würde anerkannte, zum anderen jedoch den Stuhl Petri unter den Schutz der weltlichen Macht stellte. Bis zum Beginn des Investiturstreits im 11. Jahrhundert hatten sich folgenschwere Veränderungen im Gleichgewicht der Kräfte zugunsten der Kirche ergeben, wobei zweifelsohne die starke Persönlichkeit Gregors VII. eine wichtige Rolle spielte. Mit dem Wormser Konkordat im Jahre 1122 fand der Investiturstreit seinen Abschluss. Durch eine Kompromisslösung zwischen Heinrich V. und dem Papsttum behielt sich die weltliche Macht wenigstens einen Teil zur Amtseinsetzung der Bischöfe vor, die ja neben ihren kirchlichen Funktionen einen grossen Teil weltlicher Macht auszuüben berechtigt waren. Andererseits wurde die offene Fehde zwischen Papst und Kaiser beendet. Friedrich I. gelang es dadurch, seine führende Position unter den deutschen Fürsten auszubauen, und das Kaisertum erstarkte somit wieder.

Eine zentrale Stellung im politischen Denken Barbarossas hatte die staufisch zu nennende Kaiseridee, die Heinrich VI. weiterführte und Friedrich II. übernahm. Ihr wichtigstes Merkmal war, dass der Kaiser sich unabhängig vom Papst glaubte. Die Gewalt wird dem weltlichen Herrscher, den Gott allein zum Herrscheramte berufen hat, durch die reichsfürstliche Wahl verliehen. Mit der Krönung durch den Papst erhält er lediglich Weihe und Titel. Dadurch erhebt sich der

römische Kaiser über alle anderen gekrönten Fürsten, beansprucht aber auch die Herrschaft über Rom und den Kirchenstaat. Das Ziel war die eindeutige Trennung von weltlicher Macht, wobei die Schutzfunktion des Kaisers ein Ausdruck der Abhängigkeit des Papstes darstellt und damit eindeutig der Primat des Staates über die Kirche vertreten wird.

Die Idee des Papsttums war hingegen darauf gerichtet, kirchliche und weltliche Macht in der Person des Statthalters Christi auf Erden zu vereinen. Alle Versuche, diesen Anspruch zu schmälern, wurden als kirchenfeindliche Machenschaften gebrandmarkt und mit den Sanktionen der Kirche geahndet. Diesen Intentionen kam der Partikularismus der deutschen Fürsten entgegen. Als Ergebnis stand das Kaisertum fortwährend zwischen zwei Fronten, und weitgehende Konzessionen an beide Seiten zielten darauf ab, die eigene Stellung behaupten zu können. Die stärkste Waffe des Papstes in der Auseinandersetzung mit der Kaiseridee war offenbar die Bezugnahme auf die Konstantinische Schenkung, die sich erst im späteren Mittelalter als Fälschung erwies. Entsprechend argumentierte Innozenz III. gegenüber Friedrich II.:

Die Nacken der Könige und Fürsten ... siehst du unterworfen den Knien der Priester und christliche Kaiser müssen ihr Tun unterstellen nicht nur dem römischen Pontifex, sondern dürfen ihm nicht einmal den Vorzug geben vor anderen Priestern.²

Damit war letztlich der Kaiser nicht nur dem Papst selbst, sondern jedem geringsten Kleriker unterstellt.

Dieser Streit zwischen Kaiser und Papsttum war eines der

zentralen Themen in Walthers politischer Dichtung.

3. Das deutsche Reich unter Barbarossa und Heinrich VI.

Wie bereits erwähnt, war es Kaiser Barbarossa gelungen, das römische Imperium wieder aufzurichten, nicht zuletzt durch die Eheschliessung seines Sohnes Heinrich mit der Erbin des sizilisch-normannischen Königreiches. Er war sowohl im Kampfe mit der Kurie als auch in dem mit den Welfen, aus deren Dynastie immer wieder Gegenkönige hervorgingen, erfolgreich gewesen. Den Höhepunkt von Barbarossas Macht schildert ein älterer Zeitgenosse Walthers, Heinrich von Veldeke, der wahrscheinlich im Gefolge des Thüringer Landgrafen 1184 zum Mainzer Hoftag gekommen war, zu einer Zeit als Walther möglicherweise als Knappe am Wiener Hof aufgenommen wurde:

da der keiser Frederîch
 gaf twen sînen sonen swert,
 dâ menich dûsont marke wert
 vertert war ende gegeben
 ich wâne alle die nu leven
 neheine grôter hân gesien

 den keiser Frederike
 geskiede sô menich êre
 da man iemer mêre
 wonder dâ vane seggen mach
 went an den jongesten dach.³

In der Nachfolge Karls des Grossen leitete Barbarossa auch persönlich den dritten Kreuzzug, auf dem Hûsen umkam und an dem Johannsdorf sich wahrscheinlich beteiligte.

Barbarossas achtunddreissigjährige Regierungszeit (1152-1190) bedeutete eine verhältnismässige unkriegerische Periode in der deutschen mittelalterlichen Geschichte. Seine politischen Ziele waren offenbar eine Konsolidierung nach in-

nen und nach aussen, das heisst, durch die Niederwerfung der Welfen, wenn auch nur vorübergehend, wurde eine relative Stabilisierung seiner Macht in Deutschland erreicht, während die Gebietserweiterungen in Süditalien dazu führten, dass der Kirchenstaat von Norden und Süden eingeklammert war. Diese Periode der politischen Stabilität konnte Walther schon als etwa Zwanzigjähriger am staufenfreundlichen Wiener Hofe miterleben.

Barbarossas Macht und Grösse verhinderten aber Alexander III. nicht, schon 1162 den Bannfluch gegen den Kaiser zu schleudern. Die Stärke kaiserlicher Macht zeigte sich dann darin, dass Barbarossa mit Heeresmacht den Papst aus Rom vertreiben konnte und einen Gegenpapst einsetzte. Dieser musste sogar 1165 die Gebeine Karls des Grossen heilig sprechen, um damit die Legitimität des kaiserlichen Machtanspruches noch mehr zu stützen. In der Nachfolge Karls als dem Begründer der Kreuzzugsidee stellte sich Barbarossa nun an die Spitze eines Kreuzzugsheeres. Es liegt eine gewisse Ironie in der Tatsache, dass er nie das Heilige Land erreichte, sondern 1190 im Saleph ertrank.

Schon während der Abwesenheit des Kaisers hatte sein Sohn Heinrich die Regierung des Reiches übernommen. Doch sobald die starke, gebieterische Hand des Herrschers fehlte, begann der Welfenherzog Heinrich der Löwe seinen Kampf um die Vormachtstellung im Reiche. Damit war die friedliche Entwicklung erneut gestört. Die Krönung Heinrichs zum römischen Kaiser im Jahre 1191, wie auch die Gefangennahme des engli-

schen Königs Richard Löwenherz drei Jahre später und die damit verbundene Unterwerfung Englands und Nordfrankreichs als Vasallenstaaten, zwangen die Welfen jedoch wiederum zum Nachgeben. Die Machtzunahme Heinrichs gegenüber seinem Vater, die sich unter anderem auch darin zeigte, dass er sich in Palermo zum König von Sizilien krönte, verhinderte nicht, dass auch er vom Papst mit dem kirchlichen Bann belegt wurde. Sein Versuch schliesslich, die Kontinuität der staufischen Dynastie dadurch zu sichern, dass er das Königtum in eine Erbmonarchie umwandeln wollte, scheiterte am Widerstand nicht nur der Kurie, sondern auch der deutschen Fürsten.

Damit war der absolute Höhepunkt weltlicher Macht erreicht, indem nicht nur grosse Teile Europas, sondern selbst Zypern und Teile des vorderen Orients tributpflichtig waren. Heinrichs Vormachtstellung kommt treffend in der Lobpreisung seines Zeitgenossen Cäsarius von Heisterbach zum Ausdruck:

Gleich wie an Grösse und Glanz die Sonne des Himmels gesamtes Gestirn überstrahlt, so leuchtet das römische Reich erhabener als die übrigen Königtümer der Welt. Beim römischen Reiche war einst die Alleinherrschaft, so dass die Sterne ihr Licht von der Sonne empfangen, so die Könige, um herrschen zu können, vom Kaiser.⁴

Es ist dieser glanzvolle Aufstieg des staufischen Herrscherhauses und die Repräsentation der weltlichen Macht von Friedrich I. bis zu Heinrich VI. und darüber hinaus, welche die Grundlage für Walthers politisches Wertsystem lieferten, und wie es in seiner politischen und religiösen Dichtung vertreten wurde.

4. Das Doppelkönigtum: Otto IV. und Philipp von Schwaben.

Heinrichs früher und plötzlicher Tod im Jahre 1197 war für das Reich folgeschwer: Es verlor einen energischen und fähigen Regenten. Gleichzeitig aber erhielt die Kirche in Innozenz III. den profiliertesten und politisch wirksamsten Papst, der je den Stuhl Petri inne hatte. Zudem trugen nun die Anstrengungen seines Vorgängers, die Machtposition des staufischen Herrschers zu unterminieren, unvermittelt Früchte. In Italien brach noch im gleichen Jahre eine Welle des Deutschenhasses aus, sodass es zum Beispiel Philipp von Schwaben nicht einmal gelang, den schon zum deutschen König gewählten Friedrich II. sicher von Sizilien nach Deutschland zu holen. Aber auch im deutschen Reich selbst hatte der Papst erfolgreich versucht, den angestauten staufisch-welfischen Gegensatz wirksam zu erhalten.

Kurz nachdem Philipp von Schwaben, Barbarossas jüngster Sohn, und Heinrichs Bruder, von der Mehrzahl der deutschen Fürsten 1198 zum deutschen König gewählt worden war, stellte die rheinische Gegenpartei, angeführt vom Kölner Erzbischof, in Otto IV., dem Sohne Heinrichs des Löwen, einen Gegenkönig vor. So begann die unglückselige Doppelherrschaft in Deutschland und damit ein permanenter Kriegszustand. Der wirkliche Verlierer war die breite Bevölkerung, auf deren Rücken die ständigen Fehden ausgetragen wurden, wohingegen die deutschen Fürsten und der Schirmherr des Christentums unbestrittene Sieger blieben. Philipp, der freundlichste und warmherzigste aller staufischen Regenten, musste sein

Hauptaugenmerk während seiner zehnjährigen Regierungszeit auf die ständigen Auseinandersetzungen mit seinem Rivalen lenken; die Fürsten nutzten seine Zwangslage aus, indem sie nur unter Vergrößerung ihrer Territorien und Rechte Gefolgschaft leisteten. In den meisten Fällen folgten sie dem Meistbietenden.

Als die vergleichsweise ruhmlose Regierungszeit Philipps durch dessen Ermordung im Jahre 1208 ein jähes Ende fand, stimmten auch die staufisch gesinnten Fürsten angesichts der fürchterlichen Verheerungen im Lande der Wahl Ottos IV. zum deutschen König und römischen Kaiser zu. Wie sein Nachfolger Friedrich II., war auch Otto anfänglich ein König "von Papstes und Gottes Gnaden". Vor seiner Kaiserkrönung im Jahre 1209 musste er der römischen Kurie, die die Kaiserkrone nicht mehr ohne Gegenleistung vergab, folgenschwere Versprechungen machen. Nach Kantorowicz⁵ war er gezwungen, dieser jene Freiheiten der Bischofswahlen für Deutschland zu überlassen, die ihr die Staufer nicht gewährt hatten. Weiterhin wurde Sizilien päpstliches Lehensland, und Otto musste die Zusicherung geben, dieses Gebiet nicht für sich zu beanspruchen. Mit eine der wichtigsten Forderungen war, den nach 1197 unter Innozenz III. erweiterten Kirchenstaat, der nun Süditalien vom Reich hermetisch abtrennte, anzuerkennen.

Völlig unvermittelt setzte sich Otto aber unmittelbar nach seiner Krönung über diesen Vertrag hinweg und versuchte, mit militärischen Mitteln die Verbindung Süditaliens mit dem Reiche wiederherzustellen. Sofort mobilisierte Innozenz die

deutschen Fürsten und dazu den französischen König, der von jeher als welfenfeindlich bekannt war, gegen den Kaiser. Sein diesbezügliches Schreiben begann mit den Worten: "Es reut mich, den Menschen geschaffen zu haben",⁶ was wohl als Eingeständnis seiner früheren Fehleinschätzung des Welfen verstanden werden kann. Damit wurde auch Otto mit dem Kirchenbann belegt, was ihn aber nicht daran hinderte, die Eroberung Siziliens und so die Beseitigung des jungen Friedrich weiterhin zu betreiben. Inzwischen waren die Verhandlungen in Deutschland so weit gediehen, dass im Jahre 1211 die Absetzung Ottos offiziell verkündet wurde. Der Kaiser wurde aber von seinen Anhängern in Deutschland von seiner Abwahl und der Erkürung Friedrichs zum neuen deutschen König informiert und er kehrte umgehend nach Deutschland zurück.

Blendet man Walthers Leben in diese Zeit der beginnenden grossen politischen Wirrnis ein, so muss festgestellt werden, dass in die Jahre von 1198 bis circa 1212 die Zeit seiner grössten Produktivität fällt. Mit dem Tode Friedrichs II. von Österreich 1198 endet sein Dienstverhältnis in Wien. Er wird fahrender Sänger, gewinnt neue Einsichten und Eindrücke an mehreren führenden Höfen Deutschlands, wohl auch an Philipps, und verarbeitet diese in all seinen lyrischen Gattungen.

5. Das zweite Doppelkönigtum: Otto IV. und Friedrich II.

Die nun beginnende Periode der deutschen Geschichte ist von besonderer Bedeutung für das Verständnis der politischen und religiösen Dichtung Walthers, da einmal die Verworren-

heit der politischen Situation groteske Ausmasse erreichte, und zum anderen Walther immer noch auf dem Höhepunkt seines dichterischen Schaffens und damit seines Rufes war. Aus diesem Grunde ist es angezeigt, ausführlicher auf die besonderen Umstände jener Jahre einzugehen.

Otto berief zum 18. März 1212 in Frankfurt einen Hoftag ein, dem auch ausser dem Thüringer Landgrafen fast alle deutschen Reichsfürsten Folge leisteten. Mit einem schnell zusammengestellten Heere versuchte er nun, zunächst die offene Opposition des Thüringers zu brechen, und während er ihn vor Weissensee belagerte, erreichte ihn die Nachricht von Wolfger, Patriarch von Aquileja, dem Gönner Walthers, der bei den Feierlichkeiten zur Verabschiedung Friedrichs in Rom zugegen war, dass der junge Staufer bereits auf dem Wege nach Deutschland sei. Otto sah sich gezwungen, des Bischofs Rat anzunehmen, die staufische Erbprinzessin Beatrix zu heiraten. Als die junge Kaiserin aber drei Wochen nach der Hochzeit verschied, sahen die schwäbischen Truppen dies als ein böses Omen an, verliessen Ottos Heer, und die Bayern und viele andere folgten ihrem Beispiel. Dadurch militärisch geschwächt, brach Otto die Belagerung ab, zumal er erfuhr, dass Friedrich schon unmittelbar vor Konstanz stand. Mit Hilfe eines päpstlichen Legaten nahm dieser die Stadt ohne Widerstand ein, und dem heranrückenden gebannten Kaiser verweigerte der Bischof von Konstanz daraufhin den Einzug. Letzterem blieb keine andere Wahl als sich in das welfenfreundliche Köln zurückzuziehen. Der von Otto verlachte

"Pfaffenkaiser" zog nun im Triumphzug in Basel ein, wo ihm Süddeutschlands Hochadel und sogar der König von Böhmen, Ottokar, huldigten. Anfang Oktober konnte Friedrich schon Hagenau, den Mittelpunkt der staufisch-elsässischen Herrschaft, einnehmen.

Etwa um diese Zeit⁷ versammelte Friedrich die ihm ergebenden Reichsfürsten zu Eger und verabschiedete dort das Gesetz "zu Gunsten der Fürsten" oder die sogenannte "Goldene Bulle" zu Eger. Hierbei wurden vor allem die kirchlichen Fürsten begünstigt. Bedeutsam war dabei, dass damit die deutsche Kirche dem Papst ausgeliefert wurde, indem Friedrich auf die bisher ausgesparten Rechte des deutschen Kaisers bei der Investitur der Bischöfe verzichtete. Damit war die päpstliche Macht ausserordentlich gestiegen, indem der Papst nun die alleinige Entscheidungsbefugnis über die Besetzung der sechs Erzstifte, nämlich Köln, Trier, Mainz, Bremen, Magdeburg und Salzburg inne hatte.

Friedrich, der "über die Fehler unseres Gegners nachgesonnen" und die Gründe "zu erforschen gesucht", weshalb er sich die "Feindschaft der Menschen und den Zorn Gottes" zugezogen hat,⁸ entschloss sich daraufhin, diese Fehler zu vermeiden und das genaue Gegenteil von dem zu tun, was nach seiner Meinung Ottos Machtverlust verursacht hatte. Ottos sprichwörtlicher Geiz wurde so durch fast uneingeschränkte Freigebigkeit ersetzt.

Jetzt aber, kaum, dass er in Deutschland Fuss gefasst, grenzte des Kindes "milte" fast an Verschwendung. Mit vollen Händen gab der junge Fürst in diesem

ersten Rausch väterliche Güter und Güter des Reiches an alle, die sich um ihn scharten, oder versprach, da ihm zunächst jedoch Geldmittel fehlten, Gaben für die Zeit, "sobald er mit Gottes Hilfe Geld haben werde".⁹

Im November 1212 traf Friedrich mit seinem jungen französischen Bundesgenossen zusammen, um nicht nur das schon bestehende anti-englische und damit anti-welfische Bündnis zu verstärken, sondern um auch zwanzigtausend Mark Silbergeld entgegenzunehmen. Friedrichs bedeutsame Antwort auf des Kanzlers Frage, wo das Geld aufzuheben sei, war, "bei den Fürsten". Im selben Monat wurde er dann auch vom Mainzer Erzbischof ganz formell zum römischen König gekrönt. Diese Krönung sah Friedrich allerdings als Notbehelf an, da nur diejenige in Aachen, der Stadt Karls des Grossen, zum deutschen Kaisertum berechtigte.

Durch eine erneute Heirat hatte Otto in der Zwischenzeit seine Stellung in den niederrheinischen Gebieten ein wenig festigen können. Dadurch konnte Friedrich seine "geliebten Fürsten" von der Notwendigkeit der Aufstellung eines Heeres überzeugen, um einen entscheidenden Schlag gegen Otto führen zu können. Letzterer entzog sich aber der militärischen Konfrontation und unternahm statt dessen planlose Verwüstungszüge in dem ihm verhassten Thüringen und Meissen, aber auch gegen den Magdeburger Erzbischof. Daraufhin plante die welfisch-englische Koalition eine Entscheidungsschlacht, die am 27. Juli 1214 bei Bouvines ausgetragen wurde. Allerdings musste der französische König diese Schlacht allein schlagen, da inzwischen die deutschen Reichsfürsten nicht mehr

zum Kämpfen bereit waren. Otto zog sich nach der Niederlage auf die Harzburg zurück, wo er 1218 verstarb.

Auch der nun im Reiche schon sehr bekannte Sänger huldigte vorübergehend Kaiser Otto. Die Zeit seiner Anhängerschaft an diesen war möglicherweise noch kürzer als die, in der er sich zu Philipp bekannte. Von beiden entfernte er sich wohl aus persönlichen, weniger aus politischen Gründen.

6. Die Alleinherrschaft Friedrichs II.

König Friedrichs nächstes Ziel war nun seine Krönung in Aachen. Hier zog er in den Julitagen des Jahres 1215 mit grossem Prunk und im Gefolge der weltlichen und geistlichen Fürsten ein. Unmittelbar nach der Krönung überraschte der junge König durch seine Kreuzesnahme. Unabhängig davon, ob diese Handlung impulsiv geschah oder einem Kalkül des Herrschers entsprach, der Effekt war der gleiche: Er hatte sich Innozenz III., der den nächsten Kreuzzug unter seiner persönlichen Leitung durchführen wollte, zumindest als gleichwertiger Partner zur Seite gestellt. Dieser Affront, den der Papst einfach ignorierte, löste nichtsdestoweniger spätere schwerwiegende Kontroversen mit der Kurie aus.

Der Papst, der als "dritter Sieger von Bouvines" verstanden werden kann, befand sich in dieser Zeit im Zenit seiner Macht, wovon Walther in seinem Unmutston zu singen weiss. Diese Macht wollte der Papst auch wenige Monate nach den Aachener Ereignissen demonstrieren. Es fand im November 1215 das grösste und prunkvollste lateranische Konzil statt, das die Geschichte des Papsttums zu verzeichnen hat. Die

Vertreter der gesamten Christenheit huldigten dem mächtigen Kirchenfürsten, so auch Friedrich II. und Otto IV. Letzterer wurde auf dieser Kirchenversammlung abgesetzt--ein gefährlicher Präzedenzfall des Absetzens eines römischen Kaisers durch den Papst--und Friedrich als deutscher König und erwählter Kaiser bestätigt. Die päpstlich-kaiserliche Koalition war nach aussen hin gesichert, was aber Friedrich nicht daran hinderte, seine eigenen Vorstellungen von kaiserlicher Macht und Grösse insgeheim in die Tat umzusetzen. Zunächst beorderte er seinen Sohn von Sizilien nach Deutschland, welches bereits den Argwohn des Papstes hervorrief und ihn veranlasste, sich die Versprechungen Friedrichs aus früheren Jahren erneuern zu lassen. Demgemäss sicherte der König in einem Brief vom 1. Juli 1216 an den "Heiligen Vater, unseren Herrn" zu,

... sogleich nach Empfang der Kaiserkrone unseren Sohn Heinrich aus der väterlichen Gewalt freizugeben, Sizilien nicht mehr zu besitzen und sich von dann ab nicht mehr König von Sizilien zu nennen, dieses Königreich vielmehr nach Euerem Wunsch bis zur Volljährigkeit Heinrichs von einer geeigneten Persönlichkeit verwalten zu lassen.¹⁰

Sobald Heinrich in Deutschland angekommen war, belehnte Friedrich ihn mit dem Herzogtum Schwaben, wodurch er aus einem päpstlichen Lehensmann einen deutschen Reichsfürsten machte. Unter diesen veränderten rechtlichen Konstellationen betrieb er nun die Wahl seines Sohnes zum deutschen König, da er selbst einen nicht ungefährlichen Kreuzzug zu unternehmen gelobt hatte. Mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln versuchte er, die weltlichen und kirchlichen

Fürsten zu ihrer Zustimmung zu bewegen.

Zwei weitere Umstände kamen Friedrich zu Hilfe. Der mächtige Innozenz starb kurz nach dem Konzil (1216), und sein weitaus schwächerer Nachfolger Honorius III. war mit seinem Kreuzzugsheer bei Damiette in Ägypten in ernste Bedrängnis geraten. Er erinnerte sich des Königs Kreuzzugsverpflichtung und forderte ihn auf, mit einer Flotte nach Ägypten aufzubrechen. Diese Schwäche des Papstes nutzte Friedrich zu seinen Gunsten aus, und er bewog Honorius, die Wahl Heinrichs im Jahre 1220 in Frankfurt, wenn auch unwillig, so doch hinzunehmen. Bereits vorher aber hatte er schon den Kirchenfürsten Versprechungen gemacht, welche unmittelbar nach der Wahl Heinrichs verwirklicht werden mussten: Die in Eger verbrieften Rechte wurden nicht nur neu bestätigt, sondern noch in einem Umfang erweitert, der dem König jegliche Einflussnahme auf die reichskirchlichen Gebiete unmöglich machte.¹¹ Die geistlichen Bezirke waren damit zu selbständigen Territorien geworden. Nach diesem diplomatischen Sieg über den päpstlichen Stuhl musste er dem Papst erneut eine Erklärung abgeben, dass seitens

... des Imperiums keinerlei Anrechte auf das Königreich Sizilien bestehen. Denn wir besitzen es nicht von unserem Vater und dessen Vorgängern, sondern zu Lehen der Kirche als unser mütterliches Erbe.¹²

Somit stand ihm der Weg zur Kaiserkrönung in Rom offen. Allerdings musste vorher noch die Verwaltung des deutschen Reichsteiles sowie Oberitaliens geregelt werden. Der Kölner Erzbischof Engelbrecht von Berg, der sicherlich später,

vielleicht aber jetzt schon zu Walthers Gönnern zählte, wurde als Vormund über den jungen achtjährigen Heinrich und als Reichsgubernator eingesetzt, während der prunkliebende Bischof Konrad von Metz Reichsvertreter für Oberitalien und Leiter der Reichskanzlei wurde. Es ist doch auffallend, dass der König auch diese beiden leitenden Stellen in die Hände von kirchlichen Fürsten legte. Beiden erwählten Reichsführern fiel zunächst als vornehmste Aufgabe zu, den Zustand allgemeiner Zufriedenheit aufrechtzuerhalten, damit Friedrich sich ganz der Wiedererrichtung des römischen Imperiums von Südditalien aus widmen konnte. Den Aufbruch zum Kreuzzug konnte er aber noch hinauszögern, wenn er auch eine Hilfsexpedition unter dem teuer erkauften Bayernherzog auf den Weg schicken musste.

1220, am 22. November erfolgte die Kaiserkrönung in Rom. Die Niederlage des päpstlichen Kreuzzugsheeres und der Verlust Damiettes gab Friedrich erneut Gelegenheit, seine diesbezügliche Verpflichtung mit der Begründung aufzuschieben, er müsse erst ein starkes Heer zusammenstellen. Um der vorherrschenden Kreuzzugsmüdigkeit in Europa entgegenzuwirken, mussten der Papst wie auch der Kaiser erhebliche Werbeanstrengungen machen. Dieser Punkt ist für die gegenwärtige Arbeit wichtig, da auch Walther in seiner politischen Dichtung Kreuzzugsaufrufe an verschiedene führende politische Persönlichkeiten erlässt. Als Friedrich den Kreuzzug im Jahre 1225 erneut auf das Jahr 1227 aufschob, diktierte ihm der Papst im Vertrag von Germano sogar in absentiam denkbar

harte Bedingungen auf. Ihm waren Kosten für zweitausend Ritter, sowohl für Verpflegung als auch für die Überfahrt auferlegt worden. Ausserdem musste er

... hunderttausend Unzen Gold zum "Besten des Heiligen Landes" als Bürgschaft hinterlegen, dass er die Fahrt auch zur rechten Zeit antreten werde. Geschähe das nicht, so solle das Geld für ihn verloren, er selbst aber ohne Widerruf dem Kirchenbann verfallen sein.¹³

Ein weiteres wichtiges Ereignis war die Ermordung Engelbrechts von Köln. Er hatte als sehr umsichtiger und fähiger Reichsgubernator Friedrich vertreten, sich aber dabei Feinde unter dem niederen Dienstadel geschaffen. Dieses rächte sich im Jahre 1225. Walther widmet diesem Gönner einen ergreifenden Nachruf. Engelbrechts Nachfolger wurde der Herzog von Bayern, der einst die Hilfsflotte Friedrichs vor Damiette befehligt hatte.

Der Kaiser war nun wirklich bemüht, sein Kreuzzugsversprechen im Jahre 1227 einzulösen, obwohl von den Grossen des Reiches lediglich der Landgraf von Thüringen, der Gemahl der heiligen Elisabeth, gegen Zahlung von viertausend Pfund nach Brindisi gekommen war. Wieviel Geld dem Fürsten von Limburg für seine Beteiligung gezahlt werden musste, steht nicht fest. Des Bayernherzogs Überzeugung von der Notwendigkeit seiner erneuten Mithilfe war auch nicht durch zehntausend Pfund zu erkaufen. Obwohl der Ausbruch der Pest in Brindisi die Reihen der Palästinafahrer wesentlich gelichtet hatte, fand die Ausfahrt am 8. September 1227 statt. Jedoch der Tod des Thüringer Landgrafen und die Erkrankung des Kaisers auf See zwangen das kaiserliche Schiff zur Umkehr. Inzwi-

schen hatte Gregor der IX. den Heiligen Stuhl bestiegen, und mit ihm brach erneut der Streit zwischen Kaiser und Kirche aus. Friedrich wurde wegen seiner Rückkehr gebannt. Damit beginnt Walthers aktivster Einsatz der Kreuzzugswerbung für den Kaiser. Der fünfte Kreuzzug kam 1228 dann doch zustande. Friedrich begab sich im Jahre 1228 nach Jerusalem, setzte sich eigenhändig die Königskrone von Jerusalem auf, nachdem er mit dem ägyptischen Sultan El-Kamil einen zehnjährigen Waffenstillstand abgeschlossen hatte, der auch den Mohamedanern Zugang zu ihren heiligen Stätten gewährte. Versuche der Kurie, dieses Abkommen zu hintertreiben, schlugen fehl.

An dieser Stelle könnte der geschichtliche Abriss eigentlich beendet werden, da etwa zu diesem Zeitpunkt Walthers Kommentare zu den Zeitereignissen verstummen und er wahrscheinlich um 1230 verstarb. Die folgenden wenigen Sätze sind daher lediglich zur Abrundung der Problematik weltlicher und kirchlicher Macht angefügt.

Unter Gregor IX. wurde die päpstliche Politik der absoluten Unterordnung des Kaisers unter den Papst nicht nur fortgesetzt, sondern einem neuen Höhepunkt zugeführt; nicht nur in Hinsicht auf Fähigkeit und politischen Instinkt, sondern auch in Hinsicht auf Entschlossenheit und politisches Machstreben kann Gregor Innozenz III. gleichgesetzt werden. Dieses kommt vor allem darin zum Ausdruck, dass er während Friedrichs Abwesenheit in Jerusalem versuchte, mit Englands Hilfe in Deutschland erneut ein Doppelkönigtum in die Wege zu leiten. Als dieser Versuch an dem Widerstand der deut-

schen Reichsfürsten, aber auch des welfischen Kandidaten selbst scheiterte, fiel Gregor mit seinen "Schlüsselsoldaten" in Friedrichs süditalienische Reichsgebiete ein.

Nennenswerte Ereignisse in Deutschland in jenen Jahren konzentrieren sich auf Heinrich VII., der während der Abwesenheit seines Vaters, gestützt vor allem auf den von ihm geförderten niederen Dienstadel, eine eigene Politik betreiben wollte. Da er damit die Interessen sowohl des neugewählten Reichsgubernators als auch die der Reichsfürsten verletzte, kam es oft zu lokalen kriegerischen Auseinandersetzungen. Aus Walthers Dichtung sind nur wenige Strophen im Rügeton erhalten geblieben, in denen er den jungen König zur Besonnenheit ermahnt.

Walther hat diesen hier dargestellten Zeitabschnitt interessiert und bewusst verfolgt, hat viele Ereignisse in seiner politischen und religiösen Lyrik verarbeitet, hat aber auch zuweilen wohl aus verschiedenen Gründen geschwiegen, auf alle Fälle hat er Teile des politischen Geschehens seiner Zeit zum Inhalt seiner Dichtung gemacht. Während der Regierungszeit Philipps von Schwaben ist auch von ihm der für seine weitere propagandistische Tätigkeit wichtige Reichston entwickelt und publiziert worden.

Bevor dieser aber näher untersucht wird, soll noch die "Spruchdichtung" seiner älteren Berufskollegen Herger und Spervogel auf ihre Qualität als eventuelle Vorlage für Walther befragt werden.

III. SPRUCHDICHTUNG

Betrachtet man unminnigliche Literatur vor Walther, so sind nennenswert (1) Herger und (2) Spervogel. Von erstem sind fünf fünfstrophige Liedgruppen überliefert und eine dreistrophige, der sich noch ein Priamel anschliesst. Von Spervogel hingegen sind sechs Lieder, deren Strophenzahl uneinheitlich ist, überliefert. Über die zeitliche Einordnung Hergers besteht noch keine endgültige Klarheit. De Boor setzt ihn zum Beispiel um 1170 an,¹ während Anholt sein Dichten ungefähr in die Zeit zwischen 1130 bis 1160 einordnet.² Sowohl Hergers didaktisch-religiöse Lieder als auch Spervogels überwiegend belehrende Lyrik müssen als höfische Dichtung verstanden werden, das heisst, sie wurden für ein höfisches Publikum geschrieben und vor diesem vorgetragen.

1. Herger.

Für die erste und wohl bekannteste Pentade waren Herger offenbar Veranlassung der Tod seines Gönners Wernhart von Steinberg und die damit im Zusammenhang stehende Sorge um sein unbehaustes Alter, aber auch um Kerlinc und Gebehart, die nach Anholt Hergers Söhne waren.³ Die ersten vier Strophen können auch als Nachruf auf Wernhart verstanden werden, in denen dessen Gebefreudigkeit wiederholt herausgestrichen wird:

Dô der guote Wernhart
an dise werlt geborn wart.
do begonde er teilen al sin guot. (25,34-26,1)

Offenbar aus Sorge um sein persönliches Schicksal fragt Herger nun:

Wer sol ûf Steinesberc
 wûrken Wernhartes werc?
 heî wie er gab unde lêch! (25,27-29)

Auch deshalb wohl erbittet der Dichter nun Gottes Gnade
 für den Verstorbenen,

der ûf Steinesberc saz
 und niht vor den êren versparte. (25,25-26)

Unter dem Begriff "êre" muss im Mittelalter die Geltung,
 das Ansehen verstanden werden, deren sich jemand in seinem
 Umkreis erfreute. Dieses konnte der höfische Mann nur durch
 musterhaftes Handeln erwerben, wozu aber nur vortreffliche
 persönliche Eigenschaften befähigen konnten. Zu diesen ge-
 hört auch die Gebefreudigkeit, die "milte". Für Herger hat-
 te also Wernhart von Steinberg ein ehrenhaftes Leben geführt,
 weil er auch zu geben verstand.

Obwohl der Dichter dem neuen Erben rät, weiterhin die
 "êren" zu pflegen, scheint dieser aber den Rat nicht angenom-
 men zu haben, denn offenbar ist Herger nun ohne feste Behau-
 sung. Die Klage darüber kann vor allem der zweiten und
 fünften Pentade entnommen werden. Zu dieser Zeit war aber
 das Umherziehen des Spruchdichters durchaus noch nicht üb-
 lich, dieser lebte vielmehr ständig am Hofe, bis zum Tode
 seines Gönners. Deshalb muss das Schicksal des Unversorgt-
 seins besonders hart empfunden worden sein. Herger bricht
 aber nicht in direktes, aufdringliches Klagen aus, sondern
 bereut am meisten, dass er in seiner Jugend nicht für ein
 gesichertes Alter gesorgt hat, denn es "müet" ihn "daz alter
 sêre" (26,20). Von eigener Erfahrung ausgehend, rät der

Dichter deshalb seinen jüngeren Kunstgenossen und seinem offenbar jüngsten Sohne Kerlinc während ihrer Jugend besonnener zu handeln. Offenbar machten zu aller Zeit die Besitzenden die Ethik der Poeten nicht immer ganz zu ihrer eigenen, sonst wäre das durchgehende Klagen der hervorragendsten Vertreter der Dichtung unverständlich.

In der fünften Pentade bekennt Herger anfänglich noch einmal kurz, aber sehr ausdrücklich seine persönliche Misere, bringt aber auch in Strophe 29,34 die Quintessenz seiner ethischen Vorstellungen zum Ausdruck, wobei er zu einer Übereinstimmung christlicher Glaubensgrundsätze mit dem weltlichen, höfischen Leben rät. Ein Mann soll nach ritterlicher Lebensauffassung leben, er "sol haben êre", das heisst, er soll sein Streben auf die höchsten ritterlichen Ideale ausrichten, was aber ein freudig bewegtes gesellschaftliches Leben mit einschliesst. Hier soll er sich nicht durch "übermuot" verleiten lassen, den er sicherlich einst in seiner letzten Stunde bereuen müsse.

Ein man soll haben êre,
 und sol iedoch der sêle
 under wîlen wesen guot,
 daz in dehein sîn übermuot
 verleite niht ze verre;
 swenne er urlobes ger,
 daz ez im an dem wege niht enwerre.
 (29,34-30,5)

Im vierten und sechsten Lied kommt Hergers mittelalterlich-dualistisches Weltbild zum Ausdruck: Himmel und Hölle als die beiden bestimmenden Pole zwischen denen der Mensch steht. Nur die Heilswirkung der Kirche kann den Erdenbewoh-

ner vor teuflischer Macht bewahren, denn

swer gerne zuo der kirche gât
und âne nît dâ stât,
der mac wol froelichen leben. (28,34-29,1)

Eine Parallele zu Walthers (78,24) und (10,1), wenn auch einfacher in Form, Ausdruck und Gedankenführung, kann in Hergers Strophe 30,26 gesehen werden, in der er in einfachen, kraftvollen Worten Gottes Allmacht besingt:

Wurze des waldes,
und grieze des goldes,
und elliū apgründe
diu sint dir, hêrre, künde:
diu stênt in dîner hende. (30,27-31)

Alles sieht er unter Gottes Macht. Mit den Strophen der dritten Pentade bringt er seine Lehren durch Beispiele an, wobei er Hund und Wolf in menschliche Rollen steckt. Zum erstenmal erscheint hier neben dem blossen Tiergleichnis (die streitenden Hunde 28,6) die Tiergeschichte in deutscher Sprache.⁴

Herger war der erste bedeutendere Dichter, der nicht-minigliche Lyrik in deutscher Sprache verfasste, darin liegt wohl seine grösste Bedeutung. Sein Wirkungsbereich war aber nur an kleineren deutschen Höfen zu suchen, denn an den führenden Kulturzentren, wie es zum Beispiel der Hof Rainalds von Dassel war, hat er sich wohl nicht aufgehalten. Auf alle Fälle deutet nichts in seiner Dichtung darauf hin.

Überschaut man den Inhalt seiner Dichtung als Ganzes, so fällt deren belehrend-religiöser Charakter auf. Ihre didaktische Funktion allerdings muss eine recht bescheidene gewesen sein, denn über das Vermitteln allgemein gültiger

Lebensweisheiten geht sie nie hinaus. Etwa ein Drittel seiner Strophen sind gekennzeichnet durch einen recht unkomplizierten Glauben, wie er wohl noch in einer "heilen Welt", deren feudale Ordnung durch die aufkommende Geldwirtschaft weitgehend ungetrübt war, vorherrschend war. Den Kern seiner ethischen Einstellung macht die "êre" aus, und er rät seinen Zuhörern, danach zu streben. Er war aber nicht uneigennützig dabei, da diese ja die "milte" mitbeinhaltet. Sein persönliches Schicksal und das seiner näheren Familie war ihm zwar ein sekundäres, aber doch sehr bedeutsamen Anliegen. Deshalb sieht er den Besitz nicht wie Walther als bedeutsamen ethischen Wert, sondern mehr als praktischen, da dieser eine Altersversicherung garantiert. Ähnlich verhält es sich später mit dem von Walther formulierten dritten und wichtigsten ethischen Grundpfeiler ritterlichen Lebens, nämlich "Gottes hulde". Herger kennzeichnet zwar, wie schon erwähnt, ein volksnaher, aufrichtiger Glaube, und deshalb empfiehlt er mit Hilfe der christlichen Glaubenslehre, ein gottesfürchtiges Leben zu führen. Für ihn liegt aber die Bedeutung der "Gottes hulde" vor allem im jenseitigen Leben, wohingegen Walther ihre Bedeutsamkeit bereits für das Diesseits betonte und damit eine stark didaktische Absicht verfolgte. Obwohl Herger seine primäre Aufgabe wahrscheinlich ebenfalls in der Belehrung seiner Zuhörer sah, erwähnte er niemals Themen, die ausserhalb seines jeweiligen Wirkungsreiches und Gesichtskreises von Bedeutung waren. So bezog er auch kaum Probleme, die auch nur als Ausflüsse der poli-

tischen Verhältnisse verstanden werden können und von daher unter "politische Lyrik im weiteren Sinne" fallen würden, in seine Dichtung ein. Er nennt zwar in seinem ersten Liede seine Gönner, ausser Wernhart noch den sagenhaften Dänenkönig Frönte, Walther von Husen, Heinrich von Gebechenstein und "von Staufen noch ein" namentlich aber im Zusammenhang mit politischen Ereignissen sieht er sie deshalb nicht. Von daher kann Hergers Lyrik wohl nur als didaktisch-religiöse Gattung, aber nicht als politische verstanden werden.

2. Spervogel.

Dieser Dichter ist nach Anholt noch ein älterer Zeitgenosse Walthers, mit dem dieser in Meissen, das heisst um 1212 zusammengetroffen ist, worauf die Strophe (23,5) hinweisen kann.⁵ In seinen Liedern finden wir im Unterschied zu Herger wenig Religiöses. Allerdings tritt er selbstbewusster als sein Vorgänger auf, so bezeichnet er sich mehrere Male als "wiser man". In seiner ersten Strophenreihe, in der er sich selber nennt, findet man neben einigen unbedeutenden Ratsschlägen in relativ belanglosen Begebenheiten, wie zum Beispiel, dass man "neme ze wisem man rât

...neme ze wisem manne rât
und volge ouch siner lêre. (20,15-16)

Die Befolgung dessen führt zur Steigerung der Ehre: "sin êre stigent, daz ist wâr" (20,20). Also spricht Spervogel hier doch wahrscheinlich in eigenem Interesse, denn er betrachtet sich ja als denjenigen, der zur Steigerung der "êre" beitragen kann.

Die Strophe 20,25 wird von Anholt auf die erfolglose Rückkehr der "helden" 1212/13 vom Albigenser Kreuzzug gedeutet.⁶ Die "stolzen helden" haben ihr "veidez guot" wahrscheinlich die Habe, die sie mitführten, verloren. Spervogel tröstet sie:

dar umbe suln wir niht verzagen:
ez wirt noch baz versuochet. (21,3-4)

Es ist bezeichnend für Spervogel, dass er zu tapferer, männlicher Haltung aufruft und nicht zu Trost im Gebet rät. Das vertrauliche "wir" weist darauf hin, dass er sich selber als in die Gesellschaft integriert betrachtet.

In der Strophenfolge 21,5 bis 21,29 bringt er wieder vornehmlich immer gültige Lebensweisheiten. So sagt er zum Beispiel:

swer lange dient dâ man dienstes niht verstât,
und einen ungetriuven miteslüzzel hât,
und einen valschen nâchgebur
dem wirt sin spise harte sûr. (21,20-23)

Die Feststellung in 21,31 "erst tump, swer vor êren spart" kann als Beweis für die jetzt rascher um sich greifende neue geldwirtschaftliche Wirtschaftsordnung, für die Anhäufung von "guot" verstanden werden. Die grossen Herren speichern nun Geld und Reichtum und versagen der "milte" noch mehr ihren Anspruch.

Auch in Strophe 22,1 kehrt dasselbe Motiv wieder "swem daz guot ze herzen gât, ... der gewinnet êre" (22,5). Dass Spervogel hier in eigenem Anliegen spricht, kann aus Zeile 22,9 der folgenden Strophe geschlossen werden. Er scheint die bittere Erfahrung des Besitzlosen zu machen, der in der

Gesellschaft weniger geachtet wird:

sô wê die armüete! du benimest dem man
beidiu witze und ouch den sin, dêr niht enkan.
(22,9-10)

Ausserdem kehren dem Armen

die friunt ...
... den rugge zuo
und grüezent in vil trâge. (22,11, 22,13-14)

Wenn er aber

... mit vollen lebet,
sô hât er holde mâge. (22, 15-16)

Eine immer gültige Lebensweisheit.

In 22,23 wird er dann ganz persönlich, indem er zugibt, dass ihm die Gesellschaft seine Armut sogar vorwirft. Er verteidigt sich aber mit dem Hinweis, dass auch der Rhein klein angefangen habe, jetzt aber

... ist er worden alsô grôz,
daz in nieman mac gerîten. (23,3-4)

Ob Spervogel wirklich jemals zu Besitz gelangt ist, muss allerdings angezweifelt werden.

Zum Thema der Frauen in der Gesellschaft äussert sich Spervogel in den Strophen 23,21 und 23,29:

In dem ersteren gilt die Frau wie bei Herger als Ehefrau, und die rechte Ehe ist der erwünschte ideale Zustand, während in dem andern die Frau als vornehme verehrungswürdige Dame erscheint, wie im Minnesang und entsprechend der höfischen Kultursphäre.⁷

Nach Anholt unterzieht Spervogel hier Walthers Mailied einer leisen Kritik. Die folgenden Strophen widmet Spervogel dem Thema der Freundschaft. Im Gegensatz zu Walther, der die Freundschaft der Verwandtschaft überordnet, weil man diese erst dienend erwerben muss, stellt Spervogel die treue

Freundschaft der Verwandtschaft gleich.

Spervogel ist nun als zweiter nennenswerter Verfasser nichtminniglicher Lyrik der vorwaltherschen Zeit zu verstehen. Befragt man aber auch seine Lieder nach dem Wert ihrer politisch-religiösen Aussage, so ist zu bemerken, dass auch seine Dichtung nicht über die Bedeutung von Hergers belehrender Lyrik hinausgeht, nur dass das religiöse Element fehlt. Spervogel bringt auch in der Thematik kaum Neues. Sein persönliches Schicksal und Immergültiges stehen auch für ihn im Vordergrund. Legt man allerdings einen grosszügigeren Masstab in der Betrachtungsweise an, so könnte vielleicht in den Strophen 20,25, 21,31, 23,21 und 23,24 ein zaghafter Ansatz zu politischer Lyrik sowohl im engeren als auch im weiteren Sinne gesehen werden, denn der Dichter macht hier den Versuch, einen Blick auf Belange der Gesellschaft zu richten, die ja als Repräsentantin der politischen Wirklichkeit verstanden werden muss.

Befragt man die Lyrik Spervogels nach des Dichters ethischen Wertmasstäben, so scheint auch für ihn das erstrebenswerte ritterliche Ideal ein Leben in "êre" zu sein. Die Verkündung dieses Ideals ist aber genau wie bei Herger nicht uneigennützig. Bezüglich des "varenden guotes", also des Besitzes, eines weiteren Grundgedankens waltherscher Ethik, nimmt Spervogel eine zweideutige Stellung ein. Es darf einerseits nicht den Vorrang vor der "êre" bekommen, andererseits sieht er im Besitz eine Voraussetzung für das Ansehen in der Welt. Im Gegensatz zu Herger und natürlich

noch zu Walther ist "gotes hulde" für ihn kaum von erwähnenswerter Bedeutung.

Spervogel war sicherlich als Kunstgenosse dem jungen Walther weit unterlegen. Seine anspruchslosere Dichtung, die gemessen an der seines grossen Berufskollegen kaum gedankliche Tiefe verrät, würde sich darum besser in Hergers noch "heile Welt" einordnen lassen. Wenn Anholt Spervogel als "Hofpädagogen" versteht, der "mit seinen Sprüchen die Hofgesellschaft über die rechte Art zu leben und über das Leben selbst belehren will,"⁸ so kann Spervogel dieser ihm zugeordneten Aufgabe doch wohl nur in recht bescheidenem Masse nachgekommen sein, da er "das Leben selbst", das heisst die komplexe Wirklichkeit, wie sie sich ihm damals bot, ganz einzufangen gar nicht im Stande war. Betrachtet man aber seine Lieder unabhängig von Walthers Kunst, so kommt ihnen trotzdem, wenn auch in bescheidenerem Rahmen, selbstverständlich ihre Geltung und sicherlich auch Wirkung zu.

3. Walthers Reichston.

Erst als Walther 1198 zwangsläufig die sichere Obhut des Wiener Hofes verlassen musste, als er in das von politischer Wirrnis gekennzeichnete deutsche Reich hinausziehen musste, fing er an, sich als politischer Dichter zu betätigen. Es war ihm wahrscheinlich sowohl ein Bedürfnis, seine persönlichen Meinungen zu den grossen Geschehnissen im Reiche zu formulieren und zu publizieren, aber sicherlich sah er darin auch eine Möglichkeit des Broterwerbs.

Es ist nun ganz gleich, ob er sein erstes politisches

Lied, den Reichston, im Auftrage Philipps oder, wie Judy Mendels und Linus Spuler meinen, im Auftrage des Thüringer Landgrafen verfasst hat,⁹ auf alle Fälle muss es jedenfalls zum Teil als Auftragsarbeit verstanden werden. Wenn Walther als Dichter also einen bestimmten Text verfasste, so verband er damit eine Absicht, die sich in der Tendenz seiner Dichtung ausdrückt, mit der er nun auf das höfische Publikum einwirken sollte, dessen Verhalten er in einer ganz bestimmten Richtung zu beeinflussen hatte. Schon darin liegt wohl ein wesentlicher Unterschied zu seinen beiden obengenannten Vorgängern.

Es entstand unter diesem Aspekt schon sein erstes bedeutendes politisches Lied, indem er eine Art politisches Programm entwickelte, nach dem er weiterhin wirkte. Sehr zum Unterschied zu Herger, aber auch zu Spervogel führt er sich nicht nur als "wiser man" ein, sondern als meditierender Philosoph, wodurch er zu tiefgründigeren und bedeutsameren Ergebnissen kommt. Diese betreffen vor allem Walthers Ethik, die er für verbindlich und grundlegend für die höfische Welt hält, aber auch die Politik des Reiches.

In drei Strophen arbeitet er die Grundpfeiler, die das Leben des ritterlichen Menschen jener Zeit bestimmen, heraus. Es ist erstens die ethische Ordnung im menschlichen Leben, zweitens die Ordnung im Reiche und drittens die Ordnung in der Kirche. Hinsichtlich des ersten Prinzips hält er den Werteternar "gotes hulde", "êre" und "varendes guot" in abgestufter Ordnung für grundlegend. Ähnlich wie Spervogel

meint Walther, dass die beiden letzten oft einander entgegen wirken, aber trotzdem hätte er sie gerne überstrahlt von "gotes hulde" als bestimmende Faktoren im Leben seiner höfischen Gesellschaft gesehen. Allerdings ist die Voraussetzung für die ethische Ordnung im Leben des Menschen die politische Ordnung im Reiche. So lange "fride und reht sint sêre wunt" (8,25) ist auch die ethische Ordnung gefährdet.

Was das zweite Prinzip anbelangt, so geht Walther von Betrachtungen über das Tierreich aus. Auch hier ist der Kampf an der Tagesordnung, aber eine durchaus natürliche Erscheinung. Nur im Unterschied zu den Bewohnern des deutschen Reiches haben die Tiere

... einen sin:
 si dûhten sich ze nihte,
 si enschüefen starc gerihte,
 si kiesent kûnehe unde reht,
 si setzent hêrren unde kneht. (9,3-7)

Von diesen Betrachtungen leitet Walther nun auf die bedauerlichen Zustände des deutschen Volkes über. Im Unterschied zu dem Tierreich muss dieses die Kämpfe führerlos austragen:

sô wê dir tiuschiu zunge,
 wie stêt dîn ordenunge! (9,8-9)

ruft er ergriffen aus. Durch die anarchischen Zustände bedingt, befürchtet Walther, dass die "cirkel ... ze hêre" (9,13) werden, das heisst, dass die übrigen europäischen Könige, "die armen kûnege" (9,14) zu mächtig werden könnten und dem deutsch-römischen Kaisertum möglicherweise gefährlich. Hier knüpft Walther direkt an das Denken der Barbarossazeit an. Dieser erste aber bedeutsame deutsche Kaiser

staufischen Geschlechts hat selber den Begriff der "armen künene" geprägt und Rainald von Dassel als sein Kanzler hat sogar den französischen König als einen solchen benannt. Walther zeigt sich also als Kenner der politischen Verhältnisse seiner Zeit. Die staufische Vormachtstellung, deren äusseres Zeichen die Kaiserkrone mit dem "weisen", dem sagenhaften Stein ist, ist für ihn selbstverständlich. Deshalb rät er: "Philippe setze en weisen ûf und heiz si treten hinder sich" (9,15). Alle europäischen Könige haben sich demnach respektvoll hinter den Träger der Kaiserkrone zu scharen.

In Strophe 19,1 des ersten Philippstons nimmt er den Gedanken wieder auf, allerdings in Verbindung mit den Souveränitätsansprüchen der deutschen Fürsten. Für Walther ist hier "der stein ... aller fürsten leitesterne" (19,4). Ganz selbstverständlich verweist er auch damit die deutschen Fürsten auf die ihnen zukommende Stelle.

In der dritten Strophe des Reichstons schliesslich bringt Walther die dritte, aber gestörte Ordnung des Mittelalters, nämlich die der Kirche:

ze Rôme hôte ich liegen
und zwêne künene triegen
dâ von huop sich der meiste strît
der ê was oder iemer sît, (9,20-23)

Sein "klôsenære", den er schliesslich als Abbild urchristlicher Frömmigkeit und damit als direkten Gegensatz päpstlichen Machtstrebens heraufbeschwört, macht für diese Unordnung zunächst die Jugend des Papstes verantwortlich.

Der Klausner klagt

... gote sîniu leit,
 'owê der bâbest ist ze junc: hilf, hêrre, dîner
 krîstenheit.' (9,38-39)

Zieht man nun in Betracht, dass Walther noch ein Zeitgenosse des wahrscheinlich alten Spervogels war, dass sich beide gekannt haben und sogar einige Zeit miteinander am Meissener Hofe gelebt haben, wie Anholt meint,¹⁰ so ist es umso erstaunlicher, weil Walthers Dichtung sich als die eines Genies von der Spervogels abhebt. Seinem frühen Lie-
 de schon liegt ein durchdachtes System zugrunde, das aber nicht unbedingt auf erlernter Gelehrsamkeit, sondern auf klarer, nüchterner Einsicht beruht. Walther hat Spervogels zaghaften Ansatz zur politischen Dichtung sehr erweitert, indem er das gesamte politische Leben seiner Zeit einfängt. Aber auch Hergers didaktisch-religiöse Dichtung hat er in den drei Untergattungen seiner religiösen Lyrik auf eine bis dahin nie erreichte Höhe geführt. Sicherlich gibt auch er in seinen politischen Liedern wie seine beiden Vorgänger Belehrungen ganz allgemeiner Art und sein persönliches Schicksal, vor allem seine Besitzlosigkeit sind auch ihm oft wiederkehrende Klagepunkte, sogar wesentlich aufdringlicher als bei Herger und Spervogel, aber er untermauert seine Dichtung mit einer ihm eigenen Philosophie. Wenn er somit schon in seinem ersten politischen Lied die von ihm für wichtig erachteten Werte darlegt, so geht er damit weit über Hergers und Spervogels allgemein gehaltene Didaktik hinaus. Im Unterschied auch zu Herger hält Walther "gotes hulde" als un-

umgängliche Vorbedingung für ein Leben in Reichtum und Ehre, also für ein höfisches Leben. Sehr geschickt wirkt er damit im Sinne seines möglichen Auftraggebers auf seine Zuhörer: Ein sittlich fundiertes Leben ist nur in einer politisch fest gegründeten Staatsform möglich. Wenn also der Einzelne ein solches erstrebt, muss er als gesellschaftstragende Kraft auch bemüht sein, die dazu notwendige politische Stabilität zu schaffen. Damit kommt Walther sehr dem königlichen Bemühen entgegen, nämlich die Ordnung im Reiche wiederherzustellen. Hier liegt der bedeutendste Unterschied zwischen ihm und seinen Vorgängern.

IV. ANALYSE DER POLITISCHEN LIEDER UNTER FRIEDRICH II.

1. Der König Friedrichston (26,3).

Dieses Lied ist wohl am problematischsten, soweit es die Datierung als auch den Umfang betrifft. Maurer reduziert es auf Grund seiner Liedertheorie von 22 auf 11 Strophen. Dieser Einteilung soll hier weitestgehend gefolgt werden. Aber auch die Chronologie bringt Schwierigkeiten. Da auch Maurer die Strophen 28,31 als Nachtrag versteht, muss ihm wohl doch eine längere Entstehungszeit eingeräumt werden. Eine weitere Schwierigkeit birgt die Strophe 29,15 (Ir fürsten). Da Maurer sie mit nicht ganz überzeugenden Argumenten als einziger ausschliesst,¹ soll sie in dieser Arbeit Berücksichtigung finden. Fehlende Übereinstimmung kennzeichnet weiterhin die Strophe 28,11, in der Walther den von einem Kreuzzug zurückkehrenden "Herzoge ûz Osterrîche" wieder auf heimatlichem Boden begrüsst. Maurer setzt sie auf 1213 an, mit dem Hinweis, der Herzog sei "von einem Kriegszug, von einer Kriegsfahrt nach Spanien" heimgekehrt.² Leopold der IV. hatte tatsächlich im Jahre 1209 das Kreuz gegen die Albigen- ser, eine Sekte in Südfrankreich genommen, um die päpstliche Gunst zurückzugewinnen, die er durch seinen fehlenden Elan in der Verfolgung der Ketzer in Wien verloren hatte. Dieser Kreuzzug war aber vergleichsweise recht unbedeutend, und von daher ist es wahrscheinlicher, dass Walthers Lobpreisung auf Leopolds Rückkehr vom Kreuzzug nach Damiette in Ägypten im Jahre 1219 Bezug nimmt, da dieser einen weitaus grösseren politischen Stellenwert besass; ausserdem hat Walther in

seiner gesamten Kreuzzugsdichtung nie auf inner-europäische Heidenbekämpfung Bezug genommen, sondern sich stets auf Züge in das Heilige Land konzentriert. Wenn auch diese Strophe als "Nachtrag" verstanden wird, so muss angenommen werden, dass Walther seine Töne doch zeitweise simultan gebraucht.

Auch bezüglich von Walthers Übertritt zu Friedrich herrscht Uneinigkeit. Idealisierende Waltherforscher nehmen an, Walther habe seinen Parteiwechsel als einer der letzten, also Ende des Jahres 1214, vorgenommen. Es erscheint allerdings mehr gerechtfertigt, dieses Ereignis bereits für das Ende des Jahres 1212 anzunehmen. Im Unmutston sagt Walther nämlich:

Ich bin des milten lantgrâven ingesinde.
ez ist mîn site daz man mich iemer bî den tiursten
vinde. (35,7-8)

Da aber der Thüringer Landgraf ein erklärter Gegner Ottos war--ihn als einzigen der Fürsten musste Otto sogar vor Weissensee belagern--ist es absolut unwahrscheinlich, dass Walther zu dieser Zeit noch offiziell zu Ottos Parteigängern gehörte. Zudem beklagte er sich wiederholt über Ottos Geiz. Dem gegenüber war Friedrichs Freigebigkeit, seine sagenhafte "milte" auch über Deutschlands Grenzen hinweg bekannt geworden. Selbst in Oberitalien pries um 1220 der Troubadour Aimeric de Pegulhan diese Eigenschaft in seinem bekannten Loblied auf Friedrich II., denn erst durch die Taten Friedrichs könne er den Taten Alexanders Glauben schenken, die er immer angezweifelt habe: denn durch den Staufer, den "Arzt von Salern", sei endlich auch die Freigebigkeit von ihrer

Krankheit geheilt.³ Es wäre verständlich, wenn auch Walther davon nicht unbeeindruckt geblieben wäre.

Mit der ersten Strophe des Friedrichstons (26,3) kann sich Walther wohl bei Friedrich eingeführt haben. Sie offenbart neben tiefer Frömmigkeit auch Walthers Bewusstsein seiner persönlichen Schwächen. So spricht eine gewisse Selbstgefälligkeit aus seinen Worten: "sô holt enwart ich ir de- keinem nie sô mir" (26,8), und er kann den, der ihm "übele tuot" nicht lieben, verspricht aber seine Zuneigung demjenigen, der ihm "ist guot". Nach diesem Hinweis auf seine Bereitschaft, dem die Treue halten zu können, der sie verdient, unterstreicht er in den Strophen 30,9, 30,19 und 29,4 mit sehr wirkungsvollen Worten und recht selbstbewusst die von ihm für wichtig empfundenen ethischen Werte und setzt sich scharf gegen die angeblich sittlich Minderwertigen ab. Seine eigenen Vorzüge werden indirekt unterstrichen, wenn er die charakterlichen Schwächen anderer Höflinge in den Mittelpunkt seiner Kritik stellt. In Strophe 5 (28,1) bringt er seine Bitte um ein Lehen an. Nach Bertau spricht er den jungen König mit den Titeln an, die dieser in seinen Diplomen führt: Romanorum rex et rex Siciliae; als " ... rex Siciliae, ducatus Apuliae et pricipatus Capuae" bezeichnet sich Friedrich II. in seinen deutschen Urkunden bis Oktober 1212. Später gebrauchte er diese Titel nur in Urkunden, die Italien betreffen. Walter wählte diese Anrede der Chronisten aus dieser Zeit, also "Rex Apuliae".⁴ Es lag ihm also nicht unbedingt die noch nicht beendete Reichswirrnis am Herzen,

sondern sein persönliches Schicksal steht im Vordergrund. Der etwa fünfundvierzigjährige, nach der Lebenserwartung seiner Zeit schon alternde Sänger, will endlich unter gesicherten Umständen leben. Er bietet als Gegenleistung eine Erneuerung seines Minnesanges an. Vielleicht dachte Walther an die dichterische Tradition der Staufer. Friedrichs Vater, Heinrich VI., hatte ja selber vor seiner Krönung zum Kaiser im Jahre 1191 Minnelieder gedichtet, und sowohl dieser, wie auch sein Grossvater Barbarossa, waren bedeutende Mäzene der Dichter ihrer Zeit. Walther setzt also die staufische Liebe zur Dichtkunst in Friedrich voraus, denn der junge König bewies diese ja erst mit der Begründung seiner Dichterschule in Sizilien in späteren Jahren. Es ist auffallend und überraschend, dass Walther hier den Minnesang betont und nicht politische Lyrik, die er erwiesenermassen unter Philipp von Schwaben und Otto IV. souverän beherrschte. Möglicherweise glaubte er, sich vielleicht diesbezügliche Sympathien beim König "von Gottes und Papstes Gnaden" durch seine Papstsprüche aus dem Jahre 1213 verschert zu haben; wie Ulrich Müller behauptet, sind letztere den Romsirventes von Guilhem Figueira aus den Jahren 1227 bis 1229 an Schärfe gleichzustellen.⁵ Friedrich hingegen stand zu der Zeit völlig in Abhängigkeit des allgewaltigen Innozenz und musste dessen Gunst und Wohlwollen mit der schon erwähnten Goldenen Bulle von Eger teuer bezahlen. Bei Walthers regem politischen Interesse und seinen Beziehungen zu bedeutenden Höfen kann man wohl voraussetzen, dass er von Friedrichs Unterzeichnung der

Bulle wusste, als er sich bei dem jungen König um ein Dienstverhältnis bewarb. Seine politischen Prinzipien wurden offenbar seinen unmittelbaren, bedrückenden Lebensbedürfnissen nachgeordnet. Wenn Walther schliesslich von seiner eigenen Notlage auf die des Königs anspielt, so kann damit ja nur Friedrichs noch nicht gänzlich gefestigte Stellung in Deutschland gemeint sein, denn die Schlacht von Bouvines stand ja noch aus.

Geschickt setzt Walther in den Strophen 26,23 und 26,33 den König gegen seinen bedeutendsten Rivalen in Deutschland, Otto IV., ab und macht darüber hinaus den Kaiser noch lächerlich. Dieser hatte ihn offenbar in seinen Dienst genommen, ihm sogar versprochen, ihn reich zu machen, dieses Versprechen aber nach Walthers Angaben nicht eingehalten. Letzterer war daher nach mittelalterlicher Rechts- und Moralauffassung berechtigt, seinen Dienst unter diesen Bedingungen nach einem Jahr aufzukündigen, ohne einen Treuebruch zu begehen. Dass er diese Trennung unter beissendem Spott gegenüber Otto vollzog, entspricht seiner Neigung, seine Gegner in Versen herabzusetzen. Seine Haltung Friedrich gegenüber ist vergleichsweise als devot zu bezeichnen. Er nutzt den Antagonismus zwischen Otto und Friedrich geschickt aus, um seinem Appell an Friedrichs Freigebigkeit mehr Nachdruck zu verleihen:

ein vater lêrte wilent sînen sun alsô,
 'sun diene manne boestem, daz dir manne beste lône.'
 hêr Otte, ich binz der sun, ir sît der boeste man,
 wând ich sô rehte boesen hêrren nie gewan:
 hêr kûnec, sît irz der beste, sît iu got des lônes gan.
 (26,28-32)

Der Sänger erkennt durchaus, dass er zwar auf Belohnung durch Friedrich noch keinerlei Anspruch hat, wenn er sagt: "min vorderunge ist  f in kleiner danne ein b ne;" (26,26), vermutet aber ganz richtig, dass Friedrich ihn wegen seiner "alten spr che", die er im Dienste des Staufers Philipp verfasst hatte und für die er keinerlei Verbesserung seiner wirtschaftlichen Situation erhalten hatte, zufriedenstellend entschädigen werde. Vielleicht deutet er aber auch auf die bewiesene Meisterschaft in seiner Kunst hin, die ihn in den vergangenen Jahren an die Spitze der deutschen Minnesänger gerückt hatte. Wie richtig er Friedrichs offenbare Neigung, seine gepriesene "milte", richtig einkalkuliert, beweist doch auch die Schlusszeile "h r k nec, s t irz der beste, s t iu got des l nes gan." (26,32). Er spielt hier offenbar auf des Königs Strategie, der dieser aber nur während seiner ersten Regierungsjahre folgte, an, sich durch Grosszügigkeit Anhänger zu gewinnen und damit Ottos Geiz zu einem politischen Faktum zu machen.

Dieser Aspekt wird fast über Gebühr und mit scharfer Ironie in der darauffolgenden Strophe (26,33) unterstrichen, wenn er Ottos reckenhafte Länge mit seiner gering bemessenen Freigebigkeit vergleicht:

waer er s  milt als lanc, er hete tugende vil besezzē.
 vil schiere maz ich abe den l p n ch s ner  re:
 d  wart er vil gar ze kurz als ein verschr ten werc.
 (26,35-27,1)

Ottos Freigebigkeit ist also viel zu kurz geraten. Das gleiche Ergebnis ergibt sich für Walther bezüglich des

öffentlichen Ansehens, der "êre" des Kaisers. Hier sind offensichtlich Freigebigkeit und Achtung in der Gesellschaft synonym begriffen, Otto ist in jedem Falle einem "getwer" vergleichbar. Der Hinweis, dass er dem Wachstumsalter bereits entronnen ist, hätte zur Folge, dass beide höfische Tugenden sich nicht mehr steigern lassen. Damit war Otto für Walther politisch unbedeutsam geworden. Diese verbale Verkleinerung des Kaisers wird nun dazu benützt, den jungen, um Ansehen werbenden Friedrich als Riesen herauszuarbeiten: Seine Grosszügigkeit und Reputation sind offenbar um ein Vielfaches grösser und noch im Wachsen begriffen:

dô ich dem kûnege brâhte dez mez, wi er ûf schôz!
 sîn junger lîp wart beide michel unde grôz.
 nû seht waz er noch wahse: erst ieze übr in wol risen
 gnôz. (27,4-6)

Die politische Zukunft gehört damit nach Walther Friedrich II. Der junge König hat sich wohl auf alle Fälle davon überzeugt, dass der wortgewandte Sänger von Nutzen sein könne und hat ihm wahrscheinlich daraufhin zumindest eine Anerkennung zukommen lassen. Es besagt dieses die Strophe 27,7, die trotz der recht vagen Formulierung den Schluss zulässt, eine Zuwendung sei Walther gemacht worden; die genannte Summe von "drîzec marken" ist aber offenbar für Walther so gering, dass er davon nichts sparen kann, oder wie er sagt: "des enkan ich niht gesliezen in der arken," (27,8). Er kann sie aber auch nicht "geschiffen ûf daz mer", was bedeuten könnte, dass mit dem Gelde keine Anlagen für künftige Zeiten möglich seien. Eine weitere Interpretation, basie-

rend auf dem Hinweis, dass er den Nutzen weder "gehoeren noch gesehen" (27,11) kann, bietet sich darin an, dass Friedrich möglicherweise Walthers Drängen auf Belohnung insofern nachgekommen ist, ihm ein Einkommen in Aussicht zu stellen, dessen Gewinn gegenwärtig natürlich noch unfassbar war. Dem entspräche auch die nächste Zeile: "nû râte ein ieglich friunt, ob ichz behalte ode ob ichz lâze." (27,13).

Auch in der darauffolgenden Strophe 28,21 folgt er der bereits oben kritisierten Methode, indem er, ohne sich selbst zu nennen, einen Gegensatz zwischen guten Ratgebern und solchen herausarbeitet, die den "hêrren lêre daz er liege!" (28,22). Vielleicht ermahnt er hier Friedrich, sich nicht von falschen Ratgebern zu einem "valsche(n) gelübde" (28,29) ihm gegenüber verleiten zu lassen, denn dann würde er aufhören müssen, ihn in seiner Dichtung zu preisen.

Bezüglich der letzten Strophe des Friedrichtons (28,31) sind sich die meisten Interpreten darin einig, dass Walther tatsächlich sein Ziel erreicht hat und von Friedrich belohnt wurde, worauf sein Jubelruf "Ich hân mîn lêhen, al die werlt, ich hân mîn lêhen," hinweist (28,31). Lediglich Kircher bezweifelt dies,⁶ wobei gewichtige Gründe gegen seine Interpretation ins Feld geführt werden können. Sein Hauptargument, Walther hätte in einem solchen Falle ähnlich wie Hartmann mit Stolz auf seinen Ministerialen-Status hingewiesen, kann durch den Beleg entkräftet werden, dass sich Walther in den folgenden Jahren von den Fahrenden in seiner Dichtung distanzierte. Was das Jahr der Belehnung anbelangt, so bietet

Bertau eine Neuinterpretation an. Er zieht überzeugend eine in der Waltherliteratur bis dahin unbeachtet gebliebene Tatsache heran und verlegt Walthers Belehnung auf das Jahr 1216, und zwar als König Friedrich am 3. Mai einen grossen Hoftag in Würzburg abhielt, auf dem neben vielen anderen weltlichen und geistlichen Fürsten auch Herzog Leopold von Österreich anwesend war. Hier gab Friedrich mehrere Erlasse heraus, mit denen er eine Reihe von Reichsrechten aufgab; königliche Ländereien, die im Raume von Würzburg kein geschlossenes Ganzes bildeten, wurden zum Teil veräussert, und Bertau folgert daraus, dass Walther bei dieser Gelegenheit auch sein Lehen erhalten haben dürfte.⁷ Die von den übrigen Interpreten vertretene Meinung, die Belehnung sei erst 1220, das heisst kurz vor Friedrichs Abreise nach Italien erfolgt, tut Bertau als "lächerlich" ab. Den möglichen Einwand, Walther habe vor 1220 nichts Nennenswertes für Friedrich geschrieben und sich erst durch die Strophe "Ir fürsten" (29,15) einen Anspruch auf Belehnung erworben, lässt er nicht gelten. Diese auf dem Hoftag in Frankfurt gesungene Strophe war der gelungene Versuch, die Fürsten zu bewegen, der Wahl Heinrichs VII. zum deutschen König und damit Friedrichs Abreise nach Italien zuzustimmen. Ein direkter Kausalzusammenhang zwischen einem unmittelbaren Nutzen von Walthers Dichtung und einer Belohnung dafür ist für Bertau ein zu vordergründiges Argument, um überzeugen zu können. Walther war zu dieser Zeit auf dem Höhepunkt seines Ruhmes, und seine Verdienste um die deutsche Dichtung überhaupt, wie auch

seine Meriten für die staufische Dynastie im besonderen, dürften Friedrich statt dessen bewegt haben, sich der Dienste Walthers zu versichern.

Dessen ungeachtet ist Walthers tiefempfundene Zufriedenheit mit der erfolgten Belehnung unverkennbar: Er hat sein Lebensziel erreicht, indem er nicht nur materiell versorgt ist, sondern nun auch ein gesichertes gesellschaftliches Ansehen hat. Als Folge dessen verspricht er, seine bisherige Aggressivität gegen "alle boese hêrren" aufzugeben, das heisst, nicht mehr Schmäh- und Scheltlieder zu verfassen.

Betrachtet man den Friedrichston nun als Ganzes, so fällt auf, dass Walther es geschickt versteht, seine Vorzüge in das rechte Licht zu rücken. Wie bereits erwähnt, bedient er sich hierbei einer kontrastierenden Methode, indem er die Schwächen geisselt und sich selbst implizite über die "lechelaere", über die "valschen" und über die "boesen hêrren" stellt. Gleichzeitig wird Friedrich in idealisierender Weise dem geizigen und unbeliebten "hêrn Otten" gegenübergestellt. Drei Grundthemen werden in meisterlicher Form miteinander verknüpft, indem zunächst in moralisierender Form eine scharfe Kritik der höfischen Gesellschaft geübt wird; zusätzlich illustriert er aktuelle Begebenheiten, wie zum Beispiel die Rückkehr des Herzogs von Österreich von einem Kreuzzug. Aber wie ein roter Faden zieht sich die Darstellung seines Selbstinteresses durch das gesamte Lied, wobei es an zynischen und herabsetzenden Charakterisierungen seiner "Gegner" nicht fehlt. Die Sprache ist kräftig und prä-

zise, und die sorgfältig gewählten Metaphern dürften mit ihrer Grelle und Treffsicherheit grossen Eindruck gemacht haben.

2. Der Bognerton (78,24).

Der um 1220 entstandene zwölfstrophige Bognerton--Maurer schliesst fünf Strophen als unecht aus--ist wohl stärker noch als der Friedrichston Ausdruck einer Vielzahl von Themen, und der direkte Bezug auf politische Geschehnisse fehlt fast völlig. Dennoch gehört er in den Bereich der politischen Dichtung, da unter anderem die Kritik an den höfischen Zuständen, wie auch die mögliche Rechtfertigung für die Aufschiebung des Kreuzzugs von Bedeutung für das zeitgenössische politische Leben gewesen sein dürften.

Der einzig konkrete Anhaltspunkt für dieses Lied ist die Namensnennung des Grafen Diether II. von Katzenellenbogen, der 1245 starb. Wie bei Wilmanns nachzulesen ist, ist es

der Graf ... von Katzenellenbogen, der 1219 das Kreuz nahm, im Sommer 1220 das Heilige Land wieder verliess und sich vor dem griechischen Feuer sarazenischer Seeräuber durch Schwimmen rettete.⁸

Es ist allerdings auffallend, dass Walther auf dieses Ereignis nicht direkt Bezug nimmt. Dennoch bietet sich die Möglichkeit an, die ersten vier Strophen, nämlich die Lobpreisung Gottes (78,24), die Lobpreisung Marias (78,32) und die Aufforderung an die Engel, den Heiden zu schaden (79,1 und (79,9) und damit die Bezugnahme auf den Kreuzzug als Danksagung für die wundersame Errettung des Grafen zu interpretieren, an dessen Hof er sich möglicherweise zu dieser

Zeit befand. Im Allgemeinen aber werden die beiden ersten Strophen als Ausdruck des zeitgenössischen Dichtens interpretiert, zunächst dem Schöpfer und der Jungfrau Maria Reverenz zu erweisen, bevor das eigentliche Anliegen in Angriff genommen wird. Die darauffolgenden Engelsstrophen würden dann der Versuch einer Rechtfertigung sein, dass Friedrich den von ihm angekündigten Kreuzzug immer von Neuem aufschob: Wenn es den Erzengeln mit all ihren Engelschören nicht gelang, die Heiden zu schlagen, so sollte man auch dem König Zeit geben, um erst einmal ein schlagkräftiges Heer zusammenzustellen.

Die nächsten sechs Strophen sind der Kritik bestehender Misstände gewidmet, wobei der Reihe nach der Hochmut, die Masslosigkeit, die Selbstzucht, die Aufrichtigkeit, die Käuflichkeit und der Wert der Freundschaft einer philosophierenden Analyse unterzogen werden. Das Verständnis der ersten Strophe in dieser Reihe (80,3) ist erschwert. Sie wird im Allgemeinen auf ein Brettspiel, das zu Walthers Zeit der Unterhaltung diente, zurückgeführt. Ihr Inhalt ist aber identisch mit unserem Sprichwort "Hochmut kommt vor den Fall". Walther illustriert seine Aussage mit Begriffen aus dem Spiel:

Sich wolte ein ses gesibent hân
ûf einen hôhvertigen wân: (80,3-4)

Es verliert also jemand die rechte "maze" und strebt über den ihm zukommenden Platz hinaus. Dieser sträfliche Hochmut hat sogar eine Verringerung des ehemaligen Wertes zur Folge:

hōhvertic ses, nû stant gedriet! (80,8)

Mehr noch als in der vorhergegangenen Strophe benutzt der Dichter Wortspiele, wenn er von "manlīchiu wīp, wīplīche man (80,20) und von pfaflīche ritter, ritterlīche pfaffen" (80,21) spricht und diese der Masslosigkeit beschuldigt. Aber auch "alte junghêrren" (80,24) und "junge althêrren" (80,25) sind für ihn Beispiele eines Lebensstils, bei dem das von der Natur vorgegebene Mass missachtet wird. Damit stellt Walther dar, wie eine der höfischen Grundtugenden, die "mâze", in weiten Kreisen verlorengeht.

Der Selbstzucht, das heisst der Selbstdisziplin schreibt Walther eine grosse Bedeutung zu. Ist man in der Lage, seine persönlichen Schwächen zu erkennen, diese zu überwinden, so befähigt das zu ungewöhnlichen Taten, sogar "risen" und "lewen" können dann besiegt werden.

Es fehlt in keinem waltherschen Ton ein Exkurs über die von den Sängern zur Tugend erhobenen "milte", das heisst die Gebefreudigkeit. Hier erfolgt ausser in 80,27 und in 80,35 schon ein solcher in 80,11. Walther unterzieht die rechte Art des Schenkens einer Betrachtung, und er empfiehlt, nur das zu versprechen, was auch wahr gemacht werden kann, so sind "zehen versagen ... bezzer danne ein liegen" (80,14). Wahrscheinlich hat Walther selber schon ähnliche Erfahrungen gemacht.

81.15 unterzieht die "Wolveile", die Käuflichkeit, einer eingehenden Analyse. Die Geldwirtschaft hat sicherlich schon ihren Siegeszug angetreten und der Zersetzung der Sit-

ten Vorschub geleistet, darum muss Walther klagen: "Wolveile unwirdet manegen lîp." (81,15). Möglicherweise spielt er auch auf die nachweisbare Käuflichkeit der Kreuzzugsbereitschaft der deutschen Fürsten an, wenn er sagt:

Ez muoz sêre stên an iuerm heile,
welt ir iuch vergeben vinden lân. (81,18-19)

Im Unterschied zu Spervogel, seinem älteren Berufskollegen, zieht Walther den Wert der Freundschaft, dem der Verwandtschaft vor, offenbar aus zwei Gründen, einmal schreibt er der Freundschaft einen selbsterzieherischen Wert zu, denn: "mâgschaft ist ein selbwahsen êre", während "friunt" muss man "verdienen sêre." (79,22,23). Zum anderen erscheint ihm der Freund wesentlich wertvoller als der Verwandte, denn "mâc hilfet wol, friunt verre baz" (79,24).

Gerade in diesen sechs Strophen könnten Parallelen zu seinen beiden Vorgängern in der Spruchdichtung gesehen werden, da sich auch Walther hier vornehmlich auf das Verkünden immerwährender Lebensweisheiten beschränkt. Der wesentliche Unterschied ist aber darin zu sehen, dass er weit mehr in die Tiefe dringt.

Den oben behandelten Strophen folgen zwei Strophen in denen Walther den Grafen von Katzenellenbogen anspricht. Er entdeckt dem "Bogenaere" den Vorteil, den dieser durch einen "hovewerden" Dichter wie es Walther ist, haben könnte. Nur müsste er Meister seines Ranges den "snarrenzaere", das heisst den andern von Walther als minder qualifiziert angesehenen Fahrennden, vorziehen. Walther befindet sich offen-

bar am Hofe des Bogeners, denn auch nach seiner Belehnung 1216 musste er wohl im Sinne seines neuen und bedeutenden Herrn im Lande tätig sein, denn es ist unwahrscheinlich, dass er seine Lieder, die zur Unterstützung von Friedrichs Politik verfasst wurden, nur von anderen Sängern vortragen liess. Die Bettelmanier der Fahrenden hat er offenbar auch als Belehnter noch nicht aufgegeben. Er beklagt sich darüber, dass er "gar âne gâbe und âne solt" (80,28) ausgeht. Die Strophe birgt aber auch eine gewisse Verachtung der "Pô-lân" und "Riuze".

Seine Aufforderung an den Grafen, Meister von seinem Range durch besondere Geschenke zu verpflichten, bleibt aber nicht ungehört: Walther erhält tatsächlich einen Diamanten, also ein recht bedeutsames Geschenk, und er bedankt sich dafür in der letzten Strophe des Liedes. Für Walther besteht eine Identität von Freigebigkeit und innerer Schönheit, und sie gilt es mit der äusseren Schönheit harmonisch zu verbinden, denn

milter man ist schoene und wol gezogen;
 man sol die inre tugent ûz kâren:
 sô ist daz ûzer lop nâch êren,
 sam des von Katzenellenbogen. (81,3-6)

Zusammenfassend kann man dem Bognerton keine besondere Bedeutung in Walthers Dichtung unter Friedrich II. beimessen. Einer religiös gestimmten Einleitung folgt die Bezugnahme auf ein nicht gerade ganz aktuell zu bezeichnendes Ereignis, wie zum Beispiel die Heidenbekämpfung, moralisierende Betrachtungen über Misstände in der höfischen Gesellschaft und

Bittstrophen, obwohl vorsichtig abgefasst, schliessen sich an. Walthers neutrale und allem politischen Geschehen gegenüber gleichgültige Haltung in diesem Tone erklärt sich aber wahrscheinlich aus der Situation der Zeit. Das Reich befand sich nach dem Frankfurter Hoftage, also nach dem Abzuge Friedrichs nach Sizilien, vorübergehend im Zustande allgemeiner Befriedigung. Von daher hatte der Sänger wohl auch kaum Anlass und Gelegenheit zu dieser Zeit aktuelle politische Themen in seiner Lyrik zu verarbeiten. Dieses mag der Grund sein, warum der Bognerton kaum eine politische Tendenz erkennen lässt. Allerdings mutet sein zwar vorsichtiger Appell an den "Bogner" sich doch ihm gegenüber gebefreudig zu verhalten, zumindest befremdend an, wenn man bedenkt, dass er auch noch als Ministeriale nur auf seinen persönlichen Vorteil bedacht ist und nicht weitestens jetzt, wie Spervogel es tat, für seine Künstlergenossen eintritt. Roland Köhne ist der Ansicht, erst Walther habe das Ideal der "milte" in der Spruchdichtung geschaffen, während Herger noch die Gabe des Gönners als einen Akt christlicher Barmherzigkeit angesehen hat.⁹ Dieser Interpretation kann nicht beige pflichtet werden, denn wie in Kapitel III dieser Untersuchung herausgearbeitet wurde, beziehen auch schon Herger und Spervogel die "milte" in die "êre", den bedeutsamen Wert ritterlicher Lebensweise mit ein.

3. Der Kaiser Friedrichs- (und Engelbrechts-) Ton (84,30).

Auch die Strophen dieses um 1225 entstandenen elfstrophigen Tones erscheinen in ihrer gedanklichen Folge ungeordnet, ob-

wohl Maurer auch in ihnen ein einheitliches Thema zu finden glaubt.

Walther leitet das Lied mit einer Dankesstrophe an den Kaiser in Rom ein, besingt in anerkennender Weise den Reichsverweser Engelbrecht und beklagt ergreifend in der dritten Strophe dessen plötzliche Ermordung. In Strophe vier und fünf leitet er über auf öffentliche Angelegenheiten und auf eine andere bedeutende Persönlichkeit des politischen Lebens, nämlich Leopold VI. von Österreich. Strophe sechs, in der der Sänger die unfassliche Allmacht Gottes darstellt, kann als Überleitung zu sieben, acht, neun und zehn verstanden werden, denn hier erscheinen Themen, die die verschiedensten kirchlichen Probleme behandeln. Es ist einmal das auch um 1225 aktuelle Kreuzzugsproblem, für das er sich einsetzt, zum andern die durch die konstantinische Schenkung hervorgerufene Verweltlichung des Klerus, dem Walther in Strophe neun dann sein Idealbild christlicher Demut, den Klausener, gegenüberstellt. In Strophe zehn nimmt er dann wieder das Kreuzzugsthema in Verbindung mit dem Thüringer Landgrafen auf und setzt es schliesslich in der abschliessenden Strophe fort, wobei er den Kaiser persönlich anspricht, dabei aber auch auf innerdeutsche, durch einen Teil des Klerus verursachte Probleme anspielt.

In der ersten Strophe, die die Danksagung an den Kaiser enthält, findet man auch die umstrittene Kerzenmetapher. Walther hat offenbar Grund, dem Kaiser für etwas zu danken, was dieser in einer möglicherweise privaten Angelegenheit

für ihn unternommen hat, was Walther sogar den Neid anderer eingebracht hat. Schmidt-Wiegand hält das Geschenk einer Kerze von einem Kaiser an einen Dichter, der sein Lehnsmann ist, für einen absoluten Einzelfall.¹⁰ Die Überreichung einer Kerze zu Mariä Lichtmess war von geistlicher Seite her ein häufig geübter Brauch an weltliche Dienstleute. Aus dieser Entwicklung heraus wird man auch das Kerzengeschenk Friedrichs II. an Walther verstehen müssen. Die Kerze ist ein Zeichen der Anerkennung und der Belohnung, der Bindung des Dienstmannes an den Herren; sie ist aber auch ein Zeichen, dass ein Fortbestand dieses Verhältnisses intendiert und gewünscht wird. Der Überbringer dieses symbolischen Geschenks war möglicherweise Hermann von Salza, der um diese Zeit im Auftrage des Kaisers sogar zeitweise in Begleitung des Königs von Jerusalem Deutschland bereiste.

Erstmalig spricht Walther seinen Herrn als "von Rôme keiser" an, was darauf hinweist, dass Friedrich schon in Sizilien weilte und die Regierung seines deutschen Reichsteiles Engelbrecht, dem Erzbischof von Köln, anvertraut hatte. Die Lobstrophe, die Walther nun auf den Erzbischof von Köln gedichtet hat, lässt zumindest auf ein ungetrübtes Verhältnis des Sängers zu dem Reichsgubernator schliessen. In nähere Beziehung zu Engelbrecht kann Walther vielleicht durch den Erzbischof von Würzburg getreten sein, denn letzterer hatte sogar teilweise die Regierungsgeschäfte am Hofe übernommen. Nach Winkelmann hat Engelbrecht erst nach dem 24. März 1224 die volle Regierungsverantwortung für den

deutschen Reichsteil übernommen. Winkelmann zitiert die Sächsische Weltchronik, nach der "Friedrich seinen Sohn ausser dem Kanzler auch dem Bischofe Otto von Würzburg ... und anderen seinen 'heimlichen' Leuten" anvertraut hatte.¹¹ Obwohl Engelbrecht wirklich versuchte, im ganzen deutschen Reichsgebiet auch nach 1224 die Ordnung wieder herzustellen, gelang es ihm in seinem Erzbistum in einem weit grösserem Masse als im übrigen Deutschland. Gewalt und Fehden waren im ganzen Lande daher an der Tagesordnung. Nichtsdestoweniger wird ihm von seinen Zeitgenossen der denkbar beste Wille zur Verbesserung des vorherrschenden Zustandes bestätigt.

So ist Walthers Lobpreisung auf den "werder bischof," (85,1), der "dem rîche wol gedienet" hat (85,2), wohl auch mit diesen Einschränkungen zu verstehen; er muss allerdings einräumen, dass Engelbrecht sich während seiner Regierung Feinde geschaffen hat. Der Widerstand war besonders gross in seinem Erzbistum, und er erwuchs ihm vor allem in den

Edlen und Herren ... welche ohne Zweifel in der strengen Aufrechterhaltung des Landfriedens durch Engelbrecht und in seinem bürger- und bauerfreundlichen Walten eine Verkürzung ihrer herkömmlichen Freiheiten sahen.¹²

Engelbrecht umgab sich mit einer Leibwache, was Walther wohl veranlasst haben dürfte, im zuzurufen:

Si iuwer werdekeit dekeinen boesen zagen swaere,
fürsten meister, daz si iu als ein unnütze drô.
(85,4-5)

Sicherlich hat er aber den Hass der Gegner Engelbrechts unterschätzt, denn dieser wurde sehr bald darauf ermordet, und der Täter kam sogar aus seiner eigenen Familie.

Wahrscheinlich stand Walther in der Lobpreisung Engelbrechts als

getriuwer küneges pflegæer, ir sît hôher maere,
keisers êren trôst baz danne ie kanzelaere, (85,6-7)

zu seiner Zeit ziemlich allein, zumindest in Hinsicht auf die Meinung der anderen Reichsfürsten, die einen mehr oder weniger starken Groll gegen Engelbrecht hegten. Spätere Historiker jedoch haben Walther und nicht den Reichsfürsten zugestimmt, wenn sie Engelbrechts Verdienste um das Reich anerkennen.¹³

Aus der Strophe 85,9, die Walther offenbar auf den Tod Engelbrechts verfasst hatte, kann man den tiefen Schmerz entnehmen, den er um den ermordeten Gubernator empfand. Alle irdischen Strafen, und die mittelalterlichen waren an Grausamkeit kaum zu überbieten, erscheinen ihm für den Verbrecher zu milde, und er kann nur hoffen, "ob di hell in lebende welle slinden." (85,16)

Dass "Si frâgent mich vil dicke" (84,14) auf den Hoftag 1224 gedichtet wurde, erscheint unwahrscheinlich, denn dieser stand noch unter der Leitung Engelbrechts selber. Bei dieser Gelegenheit wurde auch kein Gericht gehalten. Im Jahre 1225 jedoch, am 7. November, als die Trauung Heinrichs mit Margaretha von Österreich durch Engelbrecht vollzogen werden sollte, statt dessen aber die Nachricht vom Tode des Erzbischofs eintraf, wurde in Nürnberg schon am dritten Tage nach der Hochzeit über den Täter zu Gericht gesessen. Winkelmann weist darauf hin, dass Leopold von Österreich für

seinen unmündigen Schwiegersohn wahrscheinlich das Wort geführt habe. Walther bestätigt, dass die Verhandlung und ihr Ergebnis "guot" waren. Dass bei dieser Gelegenheit die lang angestaute Verbitterung und das Misstrauen des Herrenstandes gegen das herrschende geistliche Fürstentum sich zu einem offenen Streit entzündete, wird von Winkelmann bestätigt. Das angebliche grosse Unglück jedoch, bei dem etwa vierzig bis sechzig Menschen auf einer zusammenbrechenden Treppe während dieses Streites zu Tode gekommen seien, ist nach Winkelmann historisch nicht belegbar und wird auch von Walther nicht erwähnt. Merkwürdig ist allerdings, dass Walther, der dem Nürnberger Hoftage beiwohnte, offenbar nicht Zeuge des unmittelbar darauffolgenden Hoftages in Frankfurt war, auf dem das eigentliche Gerichtsverfahren über den Grafen von Isenberg, den Mörder Engelbrechts, stattfand. Der junge König wiederholte hier an der Bahre des Erzbischofs die schon in Nürnberg ausgesprochene Acht gegen den Isenburger, er

sprach ihm Allode und Lehen ab, löste seine Mannen von der Treuepflicht und erklärte seine Gattin als Witwe, seine Kinder als Waisen.¹⁴

Ein Jahr später konnte der flüchtige Graf von Isenburg auch tatsächlich festgenommen werden, und er erhielt die ihm zugedachte Strafe durch das Rad. Walthers Hochschätzung für Engelbrecht wird in diesem Punkte besonders deutlich, da die Folter auf dem Rad ihm noch als zu human erschien:

ine kan im nâch sîner schulde keine marter vinden:
im waere alze senfte ein eichîn wit umb sînen kragen.
in wil sîn ouch niht brennen noch zerliden noch schin-
den
noch mit dem rade zerbrechen noch ouch dar ûf binden,

ich warte allez ob diu helle in lebende welle slinden.
(85,12-16)

Die Ehrerbietung von Seiten seiner vielen Anhänger, vor allem der kirchlichen Würdenträger, der Bürger und Bauern kam darin zum Ausdruck, dass man ernstlich erwog, ihn nach seinem Tode heilig sprechen zu lassen.

Die letzten beiden Zeilen der Strophe

unser heimschen fürsten sîn sô hovebaere,
daz Liupolt eine geben, wan daz er ein gast dâ waeret,
(84,20-21)

konnten bislang nicht zufriedenstellend interpretiert werden. Ein Blick auf die Karte Das Nordreich Kaiser Friedrich II. in Glogers Kaiser, Gott und Teufel zeigt,¹⁵ dass alle von Winkelmann auf dem Nürnberger Hoftag aufgeführten Reichsfürsten, ausser dem Herzog von Bayern, nämlich der von Österreich, Sachsen, Kärnten und der Landgraf von Thüringen, hier Gäste waren. So kann Walther mit "heimschen fürsten" diese, aber auch den Herzog von Österreich nicht meinen. Ausserdem sagt Winkelmann, dass zu dieser Zeit "selbst Grafen nicht mehr zu den Fürsten zählten."¹⁶ Der Herzog von Bayern allein würde den von Walther gebrauchten Plural nicht rechtfertigen. Nimmt man hingegen an, dass einige staufische Ministerialen und darüber hinaus vornehmlich kirchliche Würdenträger die Regierung des deutschen Reichsteiles innehatten, wohingegen die vorgenannten Fürsten keine Mitglieder der Reichskanzlei waren, so liesse sich eine neue Interpretation anbieten: "heimschen fürsten" wären dann die für die Regierung des heims gleich deutsches Land Verantwortlichen, einschliess-

lich des Bischofs von Würzburg. Hierbei ist darauf hinzuweisen, dass der Herzog von Bayern als Nachfolger Engelbrechts erst im Jahre 1227 gewählt wurde, und seit dieser Zeit auch Leopold von Österreich erst ein ständiges Mitglied des königlichen Rates war.

Von hier aus ergibt sich auch eine neue Interpretationsmöglichkeit von 84,28. Meint Walther mit "edelr künages rât" vielleicht den österreichischen Herzog und nicht, wie bisher angenommen Engelbrecht von Köln? Mit dem oben erwähnten Jahre 1227, als Margaretha von Österreich, Leopolds Tochter, zur römischen Königin gekrönt wurde,

fiel dem österreichischen Herzog Leopold als Schwiegervater des Königs, aber auch in Folge seines häufig wiederkehrenden Aufenthaltes am Hofe, tatsächlich ein grosser Anteil an den Geschäften der Regierung zu, deshalb kann er dem Reichsrat zugerechnet werden.¹⁷

Walther bittet nun den Berater des Königs um Hinweise, welche Sangeskunst er als anerkannter Meister in "twerhen dingen" anwenden könne, um erfolgreich zu sein. Betrachtet man bei dieser Gelegenheit 32,7 und 32,1 aus dem Unmutston, so fällt auf, dass er auch hier den Herzog Leopold mit seinem Gesang in Verbindung bringt: Walther beklagt dort die unhöfische Mode und dass seine Gesangsart nicht mehr gilt. Er will den Herzog auch dort als geeigneten Richter für seine höfische Sangeskunst anrufen. Hier nun weist die gesamte letzte Zeile mit dem vertraulichen "wir", "daz wir als ê ein ungehazzet liet zesamene bringen" (84,29), darauf hin, dass Walther schon einmal sich von Leopold in einer ähnlichen Angelegenheit beraten liess. Auf Hinweise, dass Walther jemals

mit Engelbrecht betreffs seiner Sangeskunst in Verbindung getreten ist, sucht man in seinen Liedern vergeblich.

Weiterhin erhebt sich die Frage, was mit den "twerhen dingen" (84,27) gemeint sein kann. Im allgemeinen werden diese auf Friedrichs Bannung vom 29. September 1227 bezogen, welche auf die erneute Verschiebung des Kreuzzuges erfolgte. Sie können aber auch auf Leopolds eigene Angelegenheiten anspielen, denn im Jahr 1226 hatte Leopold Ärger in seinem Lande. Als er zu Verhandlungen beim Kaiser in Trient weilte, fiel der Böhmenkönig in Österreich ein, und ausserdem empörte sich sein jetzt ältester Sohn Heinrich, der die Schwester des Thüringer Landgrafen geheiratet hatte, gegen ihn und vertrieb sogar seine eigene Mutter. Leopold musste ihn mit Waffengewalt bezwingen. Hinzu kam, dass sich die Ehe seiner Tochter Margaretha mit dem jungen König als unglücklich erwies. Da Walther sich Zeit seines Lebens in eigenartiger Weise zu Leopold hingezogen fühlte, liegt die Annahme nahe, dass er in dieser Strophe auf Leopold und nicht auf Engelbrecht Bezug nimmt.

Die folgenden fünf Strophen sind dann aber eindeutig mit Bezug auf Kaiser Friedrich gedichtet. Walther leitet sie ein, indem er in 10.1 die Unfassbarkeit der göttlichen Allmacht besingt, um dann unmittelbar auf die Kreuzzugssituation und die damit verbundenen Schwächen im Glauben einzugehen. Allerdings sind hier Ähnlichkeiten mit früher gesungenen Liedern unverkennbar; zum Beispiel besteht eine Korrespondenz zwischen 10,1 und 78,24. Walthers Klausner, den er in 10,33

als Hauptthema herausarbeitet, war bereits in 9,16, 62,6 und 43,24 Gegenstand der Betrachtung gewesen. Die zweite der auf Friedrich bezogenen Strophen geisselt nicht nur die Heiden, sondern mehr noch die Ketzer und Heuchler unter den Christen und stellt sie unter Gottes strafende Gerechtigkeit. Dann geht er über zu den "pfaffen" (10,25) und rät ihnen, ihren Reichtum mit den "armen" zu teilen, indem er sie darauf hinweist, "daz ouch sie durch got ê wâren almousnaere;" (10,28) und er meint damit die von ihm so sehr bedauerte Konstantinische Schenkung. In diesem Zusammenhang verdient die von Richard Scholz betonte Tatsache hervorgehoben zu werden, dass zur Zeit Walthers Innozenz III. und Gregor IX. noch zugaben, dass es sich hierbei um eine Schenkung (donatio) gehandelt habe, wohingegen ihr Nachfolger Innozenz IV. dies bestritt und nunmehr von einer Zurückgabe (restitutio) sprach, da Konstantin bislang seine Macht illegitim besessen hätte.¹⁸

In der Klausnerstrophe (10,33) fährt Walther in der Kritik an der Geistlichkeit und vor allem des Papstes fort, und hier nimmt er direkten Bezug auf Friedrichs Bannung. So fordert er, "an pfründen und an kirchen müge in misselingen" (11,30), wenn sie "die guoten bannen und den übeln singen" (11,1). Es folgt weiterhin der Hinweis, dass viele im Kampf "umb daz rîche" sich bereichern wollen, und damit leitet er über zur vorletzten Strophe, in der er den "edeln lantgraven", nämlich den Landgrafen Ludwig von Thüringen direkt anspricht. Dieser war einer der wenigen bedeutenden Fürsten neben dem Fürsten von Limburg, der sich schliesslich gegen

Zahlung von 4000 Pfund zur Kreuzzugsbeteiligung bereit erklärte. Er rühmt den jungen Fürsten als "milt" und wol gezogen", und ausserdem habe er gehört, der Landgraf sei "staete". Diese drei hoch zu preisenden ritterlichen Tugenden seien abernur durch eine vierte zu ergänzen, erst dann "gienge er ebene". Die vierte Tugend war offenbar die Bereitschaft zur Teilnahme am Kreuzzug, ohne materiellen Gewinn daraus ziehen zu wollen.

Den Abschluss des Liedes bildet nach Maurer Strophe 10,17 "Bot, sage dem keiser sines armen mannes rât", wobei "armen mannes" ebenfalls umstritten ist. Es ist möglich, dass es ein Hinweis auf das Lehnungsverhältnis zwischen Kaiser und Walther ist, aber zum Beispiel Schäfer glaubt, es sei lediglich eine "Demutsformel".¹⁹ Die Wahrscheinlichkeit, dass diese Strophe nach Friedrichs erster Bannung verfasst wurde, ist recht gross. Walther empfiehlt dem Kaiser:

sô var er balde kome uns schiere, lâze sich niht toeren
 irre etelichen ouch der got geirret hât;
 die rehten pfaffen warne, daz si niht gehôeren
 den unrehten die daz rîche waenent stoeren. (10,20-23)

Ihm erscheint die Anwesenheit des Kaisers im Augenblick sehr wichtig, vor allem wegen der "unrehten pfaffen", die das Reich verwirren und die Kaisertreuen auf ihre Seite ziehen wollen. Damit nimmt Walther wohl Bezug auf die Situation in Deutschland nach des Kaisers Bann, denn zu dieser Zeit durchzogen päpstliche Agitatoren das Land, die den Bannspruch verkündeten und zum Abfall vom Kaiser aufforderten. Ausserdem waren es schon die Bettelorden, welche auf Veranlassung

Roms vor allem in den Städten ihre quasi-propagandistische Tätigkeit entfalteten, indem sie demonstrativ die christlichen Tugenden der Armut, Bescheidenheit und Demut vorlebten; sie waren damit der bewusste Gegenpol gegen die von Walther und auch von Friedrich, neben vielen anderen Sprechern ihrer Zeit, erhobenen Vorwürfe der Völlerei und Prahlucht innerhalb der katholischen Kirche.²⁰ Es muss angenommen werden, dass Walther zu dieser Zeit vom Inhalt sowohl der Bulle zu Eger (1213) und den "Fürstenprivilegien" (1220) wusste; umso mehr erstaunt in dieser Strophe sein eindeutiger Rat, die Priester notfalls ihres Amtes zu entheben, wenn es dem Kaiser nicht gelänge, die ihm ergebenen Geistlichen von dem Einfluss der ihm feindlich gesonnenen zu trennen. Die offensibaren Versuche des Papstes, die finanziellen und personellen Vorbereitungen zum Kreuzzug zu stören, waren Walther anscheinend Rechtfertigung genug, für eine solche drastische Massnahme. Hier wird auch Walthers Versuch deutlich, in seinem Lied die Konfrontation Friedrichs mit dem Papst zu vermeiden, indem er vorsichtig umschreibend diesmal (im Gegensatz zum Unmutston), von "ieman" und "etelichen" spricht. Er entspricht damit durchaus Friedrichs Politik, zumindest zu diesem Zeitpunkt, auf eine Versöhnung mit der Kurie hinzuarbeiten.

Betrachtet man nun den Kaiser Friedrichs- (und Engelbrechts-) Ton als Ganzes, so lassen sich zwei unterschiedliche Komponenten erkennen, die aber inhaltlich zusammengehören. Einmal sollte offenbar die Kunde vom Tode Engelbrechts

und der folgenden Gerichtsverhandlung, aber auch die Bezugnahme auf Leopold von Österreich das höfische Interesse an den neuesten Ereignissen befriedigen, wobei Walther allerdings kompromisslos für Gesetz und Ordnung eintritt, indem er die Macht des Herrschers und seines Statthalters in Deutschland letztlich mit allen Mitteln verwirklicht sehen will. Dieser Gesichtspunkt leitet aber dann auch über zum zweiten und bei weitem wichtigeren Thema, das Walther hier anspricht. Mit der Überreichung der Kerze hatte Friedrich den Wunsch ausgedrückt, sich der Dienste Walthers (vielleicht besonders in dieser schwierigen Zeit nach der ersten Bannung) zu versichern. Indem Walther diese Kerze dankbar annahm, verpflichtete er sich dem Kaiser erneut und trat mit bisher ungewohnter Schärfe für dessen Rechte ein. In diesem Zusammenhang scheint die Bezeichnung "Reichsherold" im Dienste Friedrich II. erstmalig voll gerechtfertigt zu sein.

4. Der König Heinrichston (Rügeton) (101,23).

Dieses dreistrophige Lied ist um 1228, möglicherweise auch zu Beginn des Jahres 1229 entstanden. Es ist mit aller Wahrscheinlichkeit an den damals sechzehn Jahre alten König Deutschlands, Heinrich VII. gerichtet. Diesen hatte ja, wie bereits erwähnt, Friedrich im Jahre 1220, als er Deutschland verließ, in der Obhut Engelbrechts von Köln gelassen. Ausserdem oblag die Erziehung Heinrichs dem Würzburger Bischof und mehreren schwäbischen Ministerialen, wie zum Beispiel den Familien der Neifen, Justingen und Winterstetten, die schon zum Teil unter Barbarossa den Staufern gedient hatten.

Letztere sollten ausserdem ein Gegengewicht gegen die starke fürstliche Macht bilden, und sie sollten, wie Wahl näher ausführt, eine besondere soziale Rolle einnehmen:

(Dieser) in den letzten Jahrzenten emporgekommene Kleinadel (jedoch) bildete eine neue soziale Schicht, die allenthalben im Reich, besonders aber in Schwaben, die führende Rolle zu spielen begannen. Er stammte von ehemals hörigen Dienstleuten ab, aus dem Kreise früherer Burgkastelane, Dorfschulzen, Güteraufseher, denen ein seit Generationen aufgetauter Hass gegen die Willkür freischaltender Landesherren im Blute sass.²¹

Wenn Walther gleich in der ersten Strophe den jungen König als "selbwahsen kint" (101,23) bezeichnet, so spielt er wahrscheinlich besonders auf den Einfluss dieser Ministerialen als Erziehungsträger an; sie standen, legt man die Wertmasstäbe der damaligen höfischen Tugenden zugrunde, in dem schlechten Ruf, "kriegerisch, grausam, verschwenderisch, tollkühn und eigenwillig" zu sein.²² Wenn auch Naumann dieses Urteil erheblich abschwächt und statt dessen von "leichtem gelegentlichem Übermut und Zünftigem" spricht,²³ und diese soziale Schicht nicht in Opposition zur höfischen Kultur sieht, so sind sie doch zweifelsohne als der Anfang neuer kultureller Normen anzusehen. Walther hat den königlichen Jüngling offenbar bis dahin in Schutz genommen, denn er sagt "ich barc din ungefüege in friundes schôz" (101,30); Heinrichs Trennung von Margaretha hingegen und seine tadelnswerte Lebensweise fordern Walthers ernste Kritik heraus. Den Sänger aber, wie schon erwähnt, als direkt beteiligten Lehrer sehen zu wollen, ist nicht zu belegen, obwohl die Zeilen

nû sî dîn schuole meisterlôs an mîner stat: ich kan
dir niht.

kan ez ein ander, deis mir liep, swaz liebes dir dâ
von geschiht (101,33-34)

darauf schliessen lassen. Neben einer gewissen Selbstüberschätzung seines eigenen erzieherischen Einflusses darf wohl auch angenommen werden, dass der Kreis der Lyriker, den Heinrich um sich versammelt hatte, und zudem Walther nicht gehörte, mit zu dieser scharfen Kritik Anlass gegeben hatte. Als urkundlich nachweisbar lassen sich zum Beispiel Gotfried von Neifen und Burkhart von Hohenfels als dem Kreise zugehörig feststellen.

Die zweite Strophe ist zwar allgemeiner gehalten, doch offensichtlich ebenfalls an Heinrich gerichtet. An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass Walther um diese Zeit die Periode der "Mädchenlieder" bereits längst abgeschlossen hatte und sich in seiner Lyrik zur "neuen hohen Minne" bekannte. Dementsprechend warnt er die "guoten wîp", ihre Herzen gegenüber jungen Leuten zu verschliessen, um die Minne nicht zum "kindes spil" werden zu lassen: "minn unde kintheit sint ein ander gram" (102,8). Wahrscheinlich veranlasste das Scheitern der Ehe des jungen Königs und die möglicherweise damit einhergehende "Zügellosigkeit" Heinrichs den doch nun schon alternden Dichter, mahnende Worte über das Wesen der Minne anzubringen.

Die dritte Strophe ist fast als eine philosophierende Quintessenz der beiden vorigen aufzufassen, indem die spezifische Bezugnahme auf die aktuelle Situation am Hofe Heinrichs zu einem gewissen Grade verallgemeinert wird. Walther

stellt hier zwei Dreiergruppen von Eigenschaften in den Mittelpunkt, die er offensichtlich als Antinomien auffasst. Auf der einen Seite billigt er "wîsheit, adel und alter" (102,18) einen prominenten Platz innerhalb der Merkmale zu, die ein Herrscher besitzen sollte; sie hatten die "stüele" inne, die die Macht des Herrschenden charakterisierten. Jetzt aber fleht Walther die Jungfrau Maria an, "hilf ... den drin noch wider in den rinc, lâ si niht lanc ir sedeles irre gân." (102,21-22) Damit kommt er zur zweiten Gruppe von Eigenschaften, die diese "stüele" unter Heinrich an Stelle der erstgenannten eingenommen haben: Vernachlässigung des Rechts, der Zucht und des Schamgefühls.

Man kann nun Walthers Klage einmal als Reaktion auf die Tatsache werten, dass seine fürstlichen Zeitgenossen mit ihm inzwischen alt geworden waren oder bereits der nachrückenden Generation Platz machen mussten. Das Emporkommen neuer höfischer und sittlicher Normen kann er nicht akzeptieren, er fordert die Wiederherstellung der alten Ordnung und kann nicht erkennen, dass eine veränderte Welt im Entstehen begriffen ist. So war ja auch gesellschaftlicher Wandel in anderen deutschen Fürstentümern erkennbar, wie dies zum Beispiel in der neuen Lyrik Neidhardts zuerst am bayrischen und dann am österreichischen Hofe zum Ausdruck kommt. Den Zusammenhang zwischen Neidhardts Wirken und der Dichterschule am Hofe Heinrichs VII. stellt Naumann wie folgt dar:

Was sich in diesem Kreis entwickelt, ist ein im ganzen sehr schöpferischer und in die Zukunftweisender Kompromiss, zwischen Neidhardt und der alten höfischen

Minnelyrik, eine durch Neidhardt beflügelte Entfaltung von Walthers Ton aus seiner Meissener Blütezeit.²⁴

So waren im Schosse des Alten die Keime für das Neue bereits angelegt, und mit dem Übergang von der Lyrik der hohen Minne zum Volkslied, wie Naumann meint, zeigt sich zugleich im politischen Bereich der Ansatz von Bestrebungen im Bürgertum, politische Macht und Einfluss zu gewinnen, und in Verbindung mit den "Reichsdienstmannen" werden früh-nationale Bestrebungen erkennbar. Zu letzteren sagt Winkelmann, dass sie im Gegensatz zu den Fürsten, die nur ihre Standesinteressen vertraten, sich durch natürliche nationale Empfindungen auszeichneten.²⁵

V. ANALYSE DER RELIGIÖSEN KREUZZUGSLIEDER UNTER FRIEDRICH II.

1. Die Elegie.

Die Schwierigkeit, die Ende 1227 verfasste Elegie eindeutig einzuordnen, wird auch in der Literatur deutlich. Pfeiffer zum Beispiel nennt die Elegie "Einst und Jetzt",¹ da Walter sie offenbar in seinem Geburtsland, also am Wiener Hofe vorgetragen hatte. Burdach versteht unter der Elegie vornehmlich eine Aufforderung zum Kreuzzug.² Am ehesten kann man wohl Wentzlaff-Eggebert zustimmen, der von einer "Lebenselegie" spricht³ und damit vielleicht am ehesten die Komplexität einfängt. Sowohl der allen drei Strophen gemeinsame klagend ergreifende Beginn "O wê", als auch der regelmässig sich wiederholende Schluss "niemer mêr ouwê" sind dazu angetan, den Hörer in die entsprechend wehmütig verhaltene Stimmung zu versetzen, in der sich der Dichter selber befand.

In der ersten Strophe des Liedes berichtet Walther von seiner Wiederkehr in den Teil Deutschlands, in dem er seine Kindheit verlebt hat. Es ist Österreich und vornehmlich der Wiener Hof, zu dem ihn ja Zeit seines Lebens bekanntlich eine tiefe Sehnsucht erfüllt hat, und daher ist vielleicht auch sein wehmütiges Klagen verständlicher, das nun einsetzt und das ganze Lied durchzieht. Er empfindet die Veränderungen, die hier während seiner längeren Abwesenheit vor sich gegangen sind, umso schmerzlicher.

Wie bereits im Heinrichston erkennbar wurde, deutet der

alternde Dichter sie allerdings auch hier als Veränderung, wie die von ihm gewählten Metaphern bezeugen: "bereitet ist das velt, verhouwen ist der walt:" (124,10). Das Dahinschwinden der Zeit ist ihm offenbar bis dahin nicht in ihrer ganzen Härte bewusst geworden, denn er hat das Gefühl, aus einem Traume zu erwachen, wenn diese neue Wirklichkeit auf ihn einstürmt:

Owê war sint verschwunden alliu miniu jâr!
 ist mir mîn leben getroumet, oder ist ez wâr?
 daz ich ie wânde ez waere, was daz allez iht?
 dar nêh hân ich geslâfen und enweiz es niht.
 nû bin ich erwachet, und ist mir unbekant
 daz mir hie vor was kûndic als mîn ander hant.
 (124,1-6)

Auch die Tatsache, dass er persönlich in der Öffentlichkeit weniger Anerkennung findet als früher, deutet er als Unfreundlichkeit, und selbst die Menschen seiner engeren Heimat sind ihm fremd geworden:

liut unde lant, dar inn ich von kinde bin erzogen,
 die sint mir worden frömde reht als ez sî gelogen.
 die mine gespilen wâren, die sint traege unt alt.
 (124,7-9)

Das gleiche Thema wird auch in der zweiten Strophe fortgesetzt, nur dass jetzt der Blick auf die um ihn herum befindliche Gesellschaft gerichtet ist. Neue Moden und Sitten haben nicht nur das Äussere verändert, sondern der grössere Ernst unter den jungen Leuten wird als Verlust der Freude interpretiert:

Owê wie jaemerliche junge liute tuont,
 den ê vil hovelîchen ir gemüete stuont!
 die kunnen niuwan sorgen: owê wie tuont si sô?
 (124,18-20)

Walther bedauert hier vornehmlich, dass die Zeit der fest-

lichen höfischen Hochstimmung, wie sie Hartmann zum Beispiel in dem Chrestienroman Iwein, schildert, scheinbar einer neuen Art der höfischen "Freizeitgestaltung" Platz macht. Für den Sänger war diese die "heile Welt". Die höfische Wirklichkeit, wie sie sich ihm um 1227 bot, war von diesem Ideal wahrscheinlich schon weit entfernt. Repräsentativ für die "jaemerliche schar" (124,23), wie Walther die nachdrängende und tonangebende neue Generation nennt, kann vielleicht der schon erwähnte junge Heinrich VII. und der ihn umgebende Kreis von Dichtersängern sein. Diese Veränderung der jungen Generation ist wohl nicht nur auf die betrüblichen politischen Verhältnisse--die überaus ernsthafte Kontroverse Kaiser-Papst--zurückzuführen, sondern mehr eine von Walther unverstandene Zeiterscheinung.

Den Ernst seiner zerrütteten Gemütsverfassung zeigen die folgenden Zeilen:

daz müet mich inneclichen (wir lebten ie vil wol),
 daz ich nû für mîn lachen weinen kiesen sol.
 die vogel in der wilde betrüebet unser klage:
 waz wunders ist ob ich dâ von an fröiden gar verzage?
 (124,28-31)

Trost findet Walther, indem er sich die Vergänglichkeit irdischer Freuden vergegenwärtigt, durch den Gedanken an die Beständigkeit der zu erwartenden Freuden im Jenseits.

Einher mit diesem bedauernd-resignierenden Verhalten seiner neuen Umwelt gegenüber geht bei Walther ein gewisser Verlust früherer Aggressivität, denn wo er einstmals mit scharfen Worten verdamnte, klagt er jetzt nur. Dies wird besonders deutlich bei der Erwähnung der "unsenfte(n) brieve"

(124,26) aus Rom, die allgemein auf Friedrichs Bannung bezogen werden. Ihren Inhalt beschreibt Winkelmann treffend, wenn er sich auch hier auf ein späteres Schreiben vom 23. März 1228, das heisst vermutlich nach dem Erscheinen der Elegie, bezieht:

Die sizilianische Geistlichkeit wird aufgefordert, den jeweiligen Aufenthaltsort des Kaisers mit dem Interdikt zu belegen. Die Geistlichen, die Gottesdienste für ihn leisteten, sollten ihrer Stellung beraubt werden. Der Kaiser sollte bei Nichtbeachtung des Interdikts als Ketzer und Verächter der kirchlichen Schlüsselgewalt behandelt werden. Wenn er sich nicht dem päpstlichen Gebote füge, drohte der Papst mit der Eideslösung der Untertanen, besonders der des Königreiches. Alles weitere zielte darauf, den Kaiser seines Königreiches Sizilien zu berauben.⁴

Verglichen mit Walthers Zorn Tiraden im Unmutston erscheint seine diesmalige Reaktion auf die Manifestation päpstlicher Macht als ausgesprochen matt. Vielleicht ist darin sogar eine gewisse Resignation angesichts der Tatsache zu sehen, dass er fühlt, nicht wie früher mitreissend agitieren zu können, wobei er die Schuld daran vornehmlich einer veränderten Haltung seiner Umwelt zuschreibt.

Die Zeile 124,13 "mich grüezet maneger träge, der mic bekande ê wol", erinnert an eine Strophe (22,14) von Spervogel, nur dass dieser die Missachtung, die man ihm zukommen liess, seiner Armut, also seinen persönlichen Umständen zuschreibt, während Walter in der ihm eigenen Eitelkeit den Grund in der Veränderung der Sitten, Menschen und Normen sieht.

Trotz aller geistigen Flexibilität des grossen Sängers weist seine gesamte Altersdichtung, so auch die Elegie,

speziell deren ersten beiden Strophen, auf eine gewisse Stagnation seiner geistigen Entwicklung im Alter hin. Er macht nicht einmal den Versuch, in der Veränderung auch Fortschritt zu sehen. Walther kann von daher nur noch, besonders in diesem Liede, resignierend klagen. Allerdings muss eingeräumt werden, dass wahrscheinlich der alternde Mensch unseres Jahrhunderts wegen der wesentlich massiveren Reizeinwirkungen von aussen weit mehr dazu aufgefordert wird, flexibel zu bleiben. Um 1225, zu Walthers Lebzeiten bedurfte es daher wohl einer Persönlichkeit, wie sie in Friedrich II. zu finden ist, denn Walther klagt über seine Altersgenossen, dass auch diese "traege und alt" (124,9) geworden sind.

Das Symbol der Unveränderlichkeit ist für ihn "daz wazzer" (124,11), das seinen Lauf beibehalten hat. Sich damit tröstend, ist er dazu schliesslich doch in der Lage, an "manegen wünneclichen tac" (124,15) seines Lebens zurückzudenken.

In der dritten Strophe schliesslich erfolgt dann der Aufruf zum Kreuzzug, indem er das bunte Leben der höfischen Gesellschaft als vordergründig ansieht; die Welt ist die Verführerin, denn sie lenkt von den eigentlichen Belangen des wahren Christenmenschen ab:

diu Welt ist ûzen schoene, grûen und rôet.
und innân swarzer varwe, vinster sam der tôet
(124,37-38)

Er unterstreicht diesen Gedanken, mit den Metaphern "ich sihe die bittern gallen in dem honege sweben." Damit ruft er die Ritter auf, ihre Rettung und ihr Heil im Kreuzzug zu sehen, der ihnen den Weg zur ewigen Seligkeit eröffnet:

swem si (die Welt) nû habe verleitet, der schouwe
 er wirt mit swacher buoze grôzer sünde ^{sînen trôst} erlöst.
 (124,39-40)

Diesen Gedanken der Belohnung für Kreuzzugsbeteiligung hat Walther sicherlich der päpstlichen Kreuzzugspropaganda, das heisst den päpstlichen Aufrufen entnommen. Die Belohnung sowohl im Diesseits--zurückbleibende Familien wurden dem direkten Schutze der heiligen Kirche unterstellt--als auch im Jenseits, war das zugkräftigste Propagandamittel. Auf alle Fälle trifft diese für die Kreuzzüge zu, die nach Heinrich VI. unternommen wurden, da diese nicht mehr eine ausschliessliche Angelegenheit des führenden gesellschaftlichen Standes waren. Mit der Beteiligung am Kreuzzug dienen die Ritter nicht nur ihrer persönlichen Erlösung, sondern tradieren zugleich die höchsten Werte des Ritterstandes als die für Walther allein führende gesellschaftliche und politische Macht. Walthers abschliessende Beteuerung:

möht ich die lieben reise gevaren über sê
 sô wolte ich dênne singen wol, und niemer mêr ouwê
 niemer mêr ouwê. (125,9-11)

kann nicht richtig überzeugen. Er hatte, bevor er alt und schwach wurde, dreimal die Gelegenheit, sich auf diese Art die "saelden krone" zu verdienen, doch ist seine Beteiligung an einem Kreuzzug nicht nachweisbar. Allerdings ist die Beteiligung mehrerer seiner Dichterkollegen an Kreuzzügen nachzuweisen.

2. Aufforderung zum Kreuzzug. (13,5)

Dieses vierstrophige Lied greift ein Thema der Elegie wie-

der auf, wenn es hier auch in einen etwas anderen Zusammenhang gestellt wird. Mit der ersten Strophe wird zunächst der Prestigeverlust "von tiuschen landen" beklagt, wie er durch die wiederholten Bannsprüche des Papstes verursacht wurde. Sie nahmen kontinuierlich an Schärfe zu, wobei Gregor IX. wohl eingesehen haben musste, dass "schwächere" Bannflüche nicht den gewünschten Erfolg gehabt hätten. Unabhängig davon, ob Walther dieses nicht sah, nicht sehen wollte oder aber vor allem die Schädigung deutschen Ansehens im Ausland im Auge hatte, benutzte er diese Feststellung, um mit diesem Argument für den Kreuzzug zu werben. Ein weiterer neuer Gesichtspunkt ist die Tatsache, dass er alle anspricht, die "witze unde manheit, dar zuo silber und daz golt" besitzen. Mit anderen Worten, Walther spricht nicht wie bisher die Ritter persönlich an, sondern richtet seinen Aufruf an alle, die intellektuell, charakterlich und wirtschaftlich dazu in der Lage sind, am Kreuzzug teilzunehmen. Damit könnte wohl die Dringlichkeit unterstrichen werden, mit der nun Friedrichs Unternehmen beschleunigt werden sollte.

Die zweite Strophe kann fast als Paraphrase der möglicherweise kurz vorher, das heisst am 6. Dezember 1227 von Friedrich gegen seine zweite Exkommunikation geäußerten "Endzeitgedanken" verstanden werden,⁵ was übrigens gegen Wolframs Interpretation spricht,⁶ dieses Lied sei um 1201 geschrieben worden. So ist diese Strophe als Aufforderung zu verstehen, vor dem zu erwartenden Weltuntergang durch Teil-

nahme am Kreuzzug die ewige Seligkeit zu erringen, deshalb rät er "nû suln wir fliehen hin ze gotes grabe" (13,18). Diese Strophe wird oft auf einen sich wirklich ereigneten Sturm im Jahre 1227 bezogen. Jedoch liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, dass Walther mit dem "wint ... der sol mit grimme ervaren, elliû künicrîche" (13,12-14), auf das zu erwartende Ende der Welt anspielt.

Die beiden letzten Strophen (13,19 und 13,26) schliessen sich inhaltlich eng an diese düstere Zukunftsprognose an, indem sie den Vorwurf erheben, die Menschen hätten im Genuss der Gegenwart den Gedanken an das ewige Leben, an die "staeten fröiden" (13,25) vernachlässigt. In 13,19 vergleicht Walther das Menschenleben mit dem Sommer und kommt dann wieder auf die Vergänglichkeit und Flüchtigkeit des Lebens, das schnell vergeht wie diese Jahreszeit, aber auch zur Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben nach dem Tode auffordert, deshalb "wol im der ie nâch staeten fröiden ranc!" (13,25).

Mit 13,26 setzt er dieses Thema fort, er wechselt allerdings von der Jahreszeit über in das Tierreich. Die Menschen hätten mit der Ameise wetten sollen, "diu nû vil werde bi ir arebeiten lî!" (13,29). Schliesslich rückt er sich selber wieder in den Mittelpunkt, indem er sich als Weisen versteht, dem die Aufgabe zufällt, Berater seiner Mitmenschen zu sein, wenn auch oft erfolglos:

daz was ie der welte meiste strî,
tôren schulden ie der wîsen rât.
wan siht wol dort wer hie gelogen hât.
(13,30-33)

Wirkungsvoll ist auch hier das jede Strophe einleitende "owê", das die Dringlichkeit seines Anliegens, nämlich die Werbung zur Kreuzzugsteilnahme, unterstreicht.

3. Das Kreuzlied. (76,22)

Dieses Lied, das ebenfalls aus vier Strophen besteht, ist wahrscheinlich wie die Elegie und die Aufforderung zum Kreuzzug in die Zeit nach dem 29. September 1227 einzuordnen.

Dafür spricht zum Beispiel Walthers Aufforderung, "sich schar von manegen landen des heilegegeistes her!" (78,2-3), also sein Aufruf an das Ausland, sich am Kreuzzug zu beteiligen. Dieses war vorher noch nie erfolgt, und die bereits vorher erwähnte Dringlichkeit wurde zedem von den Versuchen des Papstes unterstrichen, den von Friedrich geplanten Kreuzzug nicht nur zu vereiteln, sondern ihn sogar zu verbieten. Damit war die Kreuzzugsidee eindeutig zu einem Politikum geworden. So wurden nach Winkelmann

Kreuzfahrer, die sich ihm, Friedrich, anschliessen wollten, in der Lombardei ... beraubt, wie man dort wenigstens versicherte, auf Befehl des Papstes.⁷

Obwohl der Kaiser selbst nach seiner dritten Bannung Ende März 1228 immer noch auf Versöhnung mit der Kurie aus war, bezichtigt auch er in seinem zweiten grossen Rundschreiben an den Papst diesen eines geheimen Bündnisses mit den lombardischen Rebellen.⁸ Ferner sprechen dafür die Zeilen:

Jerusalêm, nû weine:
wie dîn vergezzen ist!" (78,14-15)

Wann, ausser in dieser kritischen Zeit, als der Papst erstmalig in der Geschichte einen Kreuzzug hintertrieb, war

denn Jerusalem vergessen? Das Kreuzzugsproblem war ein zentrales Anliegen des Abendlandes seit Barbarossa und wurde von 1197 bis 1228, das heisst während drei Jahrzehnten in den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens gerückt; also hat Walther sicherlich vor 1228 niemals das Gefühl haben können, die Befreiung des Heiligen Grabes sei in Vergessenheit geraten.

Nach Wentzlaff-Eggebert ist das Kreuzlied

...zwar ebenso auf den Gedanken der Predigt aufgebaut wie das Palästinalied, aber es trägt weit mehr die Kennzeichen von Walthers Reflexionsdichtung.⁹

Hier wird der Kreuzzug als Rache für das Leid aufgefasst, das Christus in seinem Geburtslande erdulden musste:

der weisen barmenaere,
helf rechen disiu leit. (76,29-30)

Darum sollen "lîp und eigen" (76,38) eingesetzt werden, um das Land Christi zurückzuerobern.

Im Unterschied zur höfischen Minne sieht Walther die Gottesminne als "süeze waere minne" (76,22) an, damit leitet er sein Lied ein. Gedanken aus der Heils- und Erlösungsgeschichte schliessen sich an, die dem Hörer seine Schuld, die er gegenüber Christus trägt, vergegenwärtigen soll, um dann mit Nachdruck auf die Ablösung dieser Schuld hinzielen zu können, zu der aber Christi Beistand unerlässlich ist:

loeser ûz den sünden,
wir gern zen swebenden ünden.
uns mac dîn geist enzünden,
wirt riuwic herze erkant,
dîn bluot hât unz begozzen,
den himel ûf geslozzzen.
nu loeset unverdrozzzen
daz hêrbernde lant. (76,30-37)

In der zweiten Strophe nimmt Walther wieder das Vergänglichkeitsmotiv auf. In seinem kurzen Leben häuft der Mensch Sünden, von denen er allein durch die Befreiung des Heiligen Grabes erlöst werden kann:

Dis kurze leben verswindet,
der tût uns sündic vindet:
swer sich zu gote gesindet
der mac der helle engân. (77,4-8)

Um aber bei dem Unternehmen wirklich erfolgreich sein zu können, wird noch die dringliche Hilfe der "küngin ob allen frouwen" (77,12) erbeten. Der Abschluss der Strophe bringt dann ähnlich wie (13,18) aus Aufforderung zum Kreuzzug den ersten wirklichen Appell: "erloesen wir daz grap!" (77,23). Thematisch bringt Strophe 77,24 kaum Neues: Dem Lohnversprechen in der Form der Erringung ewigen Heils durch Kreuzzugsbeteiligung folgt der zweite Appell:

nû hellent hin gelîche
da wir daz himelrîche
erwerben sicherlîche
bî dulteclicher zer. (77,36-40)

Es wurde aber doch vorher noch an Christi Opfertod erinnert, durch den "maneges heilgemêret" (77,29) wurde, aber Walther erinnert seine Hörer dann auch noch an den den Menschen ständig umlagernden Tod, um in der vierten Strophe die "helleheizen wallen" (78,8) heraufzubeschwören, denen der Mensch, wenn ihn "der geist verlât" (78,7) ohne Kreuzzugsbeteiligung möglicherweise ausgeliefert ist. Ausserdem bringt er nun in rührseliger Weise, die schon erwähnte hilflose Lage der heiligen Stadt an, die der "heiden überhêre" preisgegeben ist. Eine wiederholte Bitte um Christi Bei-

stand für die Kämpfenden beschliesst das Lied.

Der allgemeinere Charakter des Kreuzliedes, der sich zum Beispiel im Fehlen philosophierender Betrachtungen äussert, wie dies noch in der Aufforderung zum Kreuzzug der Fall war, lässt Burdachs These unterstützen, das Kreuzlied sei als Chorgesang für den Zug der Kreuzfahrer bestimmt gewesen.¹⁰ So wird von ihm auch auf den Wanderrhythmus der Pilger hingewiesen.

4. Zusammenfassung der religiösen Kreuzzugslieder.

Versucht man nun, die in der vorangegangenen Diskussion der drei Kreuzzugslieder herausgearbeiteten Gedanken zusammenzufassen, so scheinen drei Grundthemen besondere Beachtung zu verdienen. Zunächst einmal kann festgestellt werden, dass Walther das gesamte Kreuzzugsgeschehen in Deutschland bewusst miterleben konnte, denn seit seiner Jugend am Wiener Hofe beherrschte die Kreuzzugsidee einen Grossteil des politischen und religiösen Lebens. Hier fällt bereits auf, dass Walther zunächst zu diesem Thema sich absolut nicht äussert; sein erster Gönner, Friedrich II. von Österreich hatte schon 1197-98 am Kreuzzug Heinrich IV. teilgenommen. Bei dieser Gelegenheit war es zu der bereits früher erwähnten Auseinandersetzung mit Richard Löwenherz von England in Akkon gekommen, die zu Richards Gefangennahme in Österreich führte. Seltsamerweise schwieg Walther zu diesem Ereignis wie überhaupt zu dem Kreuzzug, und erst später, nachdem er Wien verlassen hatte, widmete er sich politischen Themen. Hatten bisher Papst und Kaiser in der Werbung für den Kreuz-

zug zusammengearbeitet, so führte päpstliches Machtstreben unter Innozenz III. zu einer Verlagerung zu Gunsten der Kirche. Der vierte Kreuzzug, der 1216 begann, stand unter der Führung eines päpstlichen Legaten, führte jedoch zu einer empfindlichen Niederlage bei Damiette in Ägypten. Interessanterweise hat Walther, als die Werbung für diesen Zug begann, Otto IV. dringlich ermahnt, sich an die Spitze zu setzen:

Hêr keiser, ich bin frônebote
 und bring iu boteschaft von gote.
 ir habt die erde, er hât daz himelrîche.
 er hiez iu klagen (ir sît sîn voget),
 in sînes sunes lande broget
 diu heidenschaft iu beiden lasterlîche.
 ir muget im gerne rihten: (12,6-12)

Möglicherweise wurde auch zu diesem Anlass das Palästina-
lied gedichtet. Hier wird die Absicht Walthers deutlich,
 die Kreuzzüge zu einer Sache des Kaisers zu machen, und er
 hat als Lehnsmann Friedrichs versucht, seine Kreuzzugslyrik
 dann voll in den Dienst des gebannten Kaisers zu stellen.
 Dessen ungeachtet hat er aber stets die Gedanken der päpst-
 lichen Kreuzzugspredigten in seinen Kreuzzugsliedern aufge-
 griffen: Nach Ursula Schwerin kehren vier dieser Grundgedan-
 ken in der entsprechenden Lyrik der Zeit wieder: (1) Es ist
 Gottes Wille, dass der Kreuzzug unternommen wird; (2) es ist
 Aufgabe der Christen, die gottlosen Heiden zu besiegen;
 (3) das Wichtigste Werbemittel war der Kreuzzugsablass, das
 heisst Vergebung der Sünden und Erwerbung der ewigen Selig-
 keit; (4) der Zustand, in welchem sich das Geburtsland Chri-
 sti befindet, wird bedauert.¹¹ Eine ähnliche Zusammenfas-

sung der Grundthemen erfolgt auch bei Wolfram.¹²

Ein zweiter Grundgedanke, der sich in Walthers Altersdichtung wiederfindet und besonders stark in der Elegie und im Kreuzlied anklingt, ist der allgemeine Kulturpessimismus und der damit verbundene Endzeitgedanke. Doch auch hier stand er nicht allein, sondern spiegelte das zeitgenössische Unbehagen über den Verfall der alten und das Aufkommen neuer kultureller Normen. So charakterisiert Ulrich Müller Walthers Feststellungen als eingebettet in eine pessimistische Grundströmung, wie sie sich auch bei anderen zeitgenössischen Dichtern nachweisen lassen.¹³ Die Hofdichter betrachteten es offenbar als eine ihrer wesentlichsten Aufgaben, an den Höfen Freude und hohen Mut zu verbreiten. So kann es nicht überraschen, dass sie nun über Freudlosigkeit klagten. Artus, der von den Dichtern der Epik als Verkörperung der ritterlichen Idealität betrachtet wurde, gehörte zum Ende dieses Jahrzehnts bereits der "guten, alten Zeit" an, und die Kluft zwischen der höfischen Dichtung überhaupt und der Wirklichkeit war mittlerweile so gross geworden, dass sie nicht einfach verkittet werden konnte. So griff der Verbraucher höfischer Dichtung dankbar nach den Zeugnissen der Dichter, die seinen veränderten Bedürfnissen Rechnung trugen. Hielt der Dichter dennoch an der höfischen Idealität fest, so hatte er das Publikum gegen sich.

Man kann diesen allgemeinen Pessimismus auch im religiösen Bereich wiederfinden, wo er sich als Endzeitgedanke manifestierte. So bezeichnete sich Friedrich selbst als "Endkai-

ser" und spricht in offiziellen Schreiben vom zu erwartenden Weltende. In seinem ersten grossen Rechtfertigungsschreiben, das als Erwiderung auf die vom Papste am 18. Oktober erfolgte zweite Bannung am 6. Dezember 1227 erlassen wurde, heisst es, indem der Kaiser auf das Ausserordentliche des Kampfes zwischen Papst und Kaiser hinweist:

Das Ende der Jahrhunderte ist gekommen, denn die Caritas, durch die Himmel und Erde regiert werden, ist nicht an den Zweigen, sondern an der Wurzel gebrochen, nicht im Strom, sondern an der Quelle getrübt.¹⁴

Die Propagierung asketischer Lebensformen, wie zum Beispiel der von Walther mehrfach angeführte Klausner als der Repräsentant wahren Christentums, findet sich auch in seiner religiösen Dichtung. Es kann durchaus angenommen werden, dass die Dichter, darunter auch Walther, sehr stark von den religiösen Fanatikern, wie es zum Beispiel Joachim von Fiore war, beeindruckt worden waren, der bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Italien lebte und dessen religiöse Weltanschauung einen beträchtlichen Einfluss auf seine Zeitgenossen ausübte. So predigte er auch vom baldigen Weltuntergang und sprach von einem Sturm, der über die Erde kommen werde.¹⁵ Das gleiche Bild findet sich dann bei Walther in der Strophe 13,12 der Aufforderung zum Kreuzzug. Aber auch zu des Dichters Lebzeiten fehlte es nicht an ähnlichen religiösen Fanatikern:

Ein solcher Klausner, den Walther genau gekannt haben wird, lebte zum Beispiel um 1214 in der Waldeinsamkeit bei Georgental, durch seine strengen Kasteiungen in der Umgebend berühmt. Er hiess Sifrid, wachte, betete, fastete, las Messen und band sich den Körper in Ketten.¹⁶

In diesem Zusammenhang kann auch noch an die heilige Elisabeth von Thüringen erinnert werden, die nach dem Tode ihres Gemahls auf dem Kreuzzugsunternehmen 1227 ein Leben in Armut und Demut aufnahm.

Letztlich wird damit ein Thema angeschnitten, das sich in Walthers gesamter "Altersdichtung" und so auch in seinen Kreuzzugsliedern zeigt. Der Dichter ist alt geworden, und seine Lieder zeigen mehr Resignation und den recht matten Versuch, Friedrich zu dienen, als echte, spontane Begeisterung für die Idee des Kreuzzugs, wie sie sich in seiner Aufforderung an Otto IV. gezeigt hatte. Da Walther jetzt klagte, wo er nicht verstand, und kritisierte, wo sich das Alte überlebt hatte und neue Ideen sich durchzusetzen begannen, kann die Publikumswirksamkeit speziell dieser Lieder angezweifelt werden. Auch die Verwendung gedanklichen Allgemeinbegriffes der Zeit wird der herrschenden Kreuzzugsmüdigkeit kaum abgeholfen haben. Wenn diesen Liedern auch der mitreissende Schwung fehlt, so muss aber festgestellt werden, dass Walther auch diese Gattung der religiösen Kreuzzugsgedichtung auf eine vorher nie erreichte künstlerische Höhe geführt hat.

Was die Entstehungszeit dieser drei Töne anbetrifft, sei nochmals deutlich gemacht, dass sie wahrscheinlich nach dem 29. September 1227 anzusetzen sind. Friedrich hatte sich Walther um 1225 erneut verpflichtet, zu einer Zeit als sich der Konflikt mit Rom zuzuspitzen begann. Daraufhin unterstützte Walther des Kaisers Politik, auch seine Kreuzzugs-

werbung, mit gesteigerter Intensität. Nach seiner Bannung aber, war Friedrich auf Unterstützung und Werbung in noch nie dagewesenem Masse angewiesen. Deshalb versuchte Walther jetzt noch einmal, sein ganzes Können in Friedrichs Dienst zu stellen.

VI. SCHLUSSFOLGERUNGEN

Wenn man, wie unter anderen Ulrich Müller,¹ Karen W. Klein² und William Mc Donald³ behaupten, politische und religiöse Dichtung als zweckorientiert ansieht, indem sie in bestimmter Weise auf das Publikum wirken und damit im Sinne einer bestimmten "Partei" beeinflussen soll, so ergibt sich neben der Frage nach der Wirksamkeit auch vor allem die Frage, inwiefern Walther sich als Propagandist oder als Chronist verstand. Wie aus dem vorangegangenen deutlich geworden sein sollte, sah sich Walther durchaus als Chronist, wenn er zum Beispiel über den Nürnberger Reichstag oder über Engelbrecht von Köln dichtete. Auffallend ist andererseits --und damit zeigen sich deutliche Schwächen in Walthers Rolle als "Chronist"--dass er zu vielen wichtigen Zeitereignissen, die wenigstens in der Rückschau von grösster Bedeutung waren, wie die Unterzeichnung der "Goldenen Bulle" von Eger oder die Schlacht von Bouvines, aber auch die Krönung Friedrichs II. und andere mehr, nichts sagt. Von daher muss seine Funktion als "des Reiches Herold", das heisst als bezahlter Propagandist als die wesentlichere angesehen werden. Hier allerdings leistete er Beträchtliches, was einmal auf seinem bereits vor der Regierungszeit Friedrichs II. etablierten Ruhm als bedeutendster Dichter seiner Zeit aber auch auf der Kraft seines dichterischen Könnens beruhte.

Fragt man sich, wie Walther diese Aufgabe gesehen hat, so kann man durchaus Johannes Hunger folgen,⁴ wenn er von einem wohlüberlegten Programm spricht. Vor allem ging es ihm um

die Stärkung und Erhaltung einer zentralen kaiserlichen Machtausübung, wobei ihm entsprechend seinen Lebensumständen das staufische Königshaus als führend über alle anderen europäischen Staaten vorschwebte. Aus diesem ersten "Programmpunkt" leitet sich direkt der zweite ab, indem er den päpstlichen Machtanspruch als eine Anmassung betrachtete und daher zurückwies. Verglichen mit diesen beiden für ihn wichtigsten Anliegen kann man Walthers nachdrückliche Verteidigung der überlieferten höfischen Kultur als untergeordnet betrachten. Hier bestimmt die Rangordnung "gotes hulde", "êre" und "varndes guot" die ethische Wertskala, nach welcher der höfische Mensch leben sollte. Speziell während der Regierungszeit Friedrichs (und Heinrichs) liessen sich aus diesen Maximen konkrete Forderungen an Walther ableiten: Erstens galt es, den Machtverlust des Kaisers gegenüber den Fürsten und der Kirche, wie er sich in den Zugeständnissen der Fürstenprivilegien (1220) und der "Goldenen Bulle" von Eger (1212) gezeigt hatte, aufzuhalten und zu versuchen, diese alte Macht, wie sie noch Barbarossa und vor allem Heinrich VI. besessen hatten, wiederherzustellen. Entsprechend hätte die Gefolgschaftstreue der Fürsten angesprochen werden müssen und ausserdem die Macht- und Prunkentfaltung des Papstes, wie in den Jahren unter Otto IV. gezeisselt werden müssen. Im Bereich der höfischen Kultur wäre es darauf angekommen, eine Schwächung der bestehenden sittlichen Normen mit allen Mitteln zu verhindern, dabei aber besonders den Lebenswandel von Friedrich II. und nicht nur den Hein-

richs VII. zum Gegenstand seiner Kritik zu machen.

Dieser hypothetischen Aufgaben hat sich Walther unterschiedlich entledigt. Bezüglich des kaiserlichen Machtanspruches verdient Burdachs Hinweis besondere Beachtung, dass Walther ähnlich wie vor ihm Barbarossa von den Regenten anderer Länder als von "armen künegen" spricht.⁵ Diese unter Philipp von Schwaben gemachte Äusserung wird in dem hier besprochenen Zeitraum nicht wiederholt, was allerdings nicht ausschloss, dass in Walthers Augen Friedrich ohnedies der überragende Kaiser der Welt war, denn diese Meinung wurde offenbar selbst von einem grossen Teil der Troubadours Frankreichs vertreten. Dass Walther jedoch zur Machterweiterung der deutschen Fürsten schweigt und lediglich die Stellung des Reichsgubernators, und hier speziell Engelbrechts, gestärkt sehen will, überrascht. Müllers Feststellung, das Reichsinteresse habe bei Walther durchaus nicht immer im Vordergrund gestanden, sondern statt dessen sei dem Partikularismus das Wort geredet worden, kann für die Regierungszeit Otto IV. belegt werden.⁶ Entsprechende direkte Hinweise während der Regierungszeit Friedrichs fehlen, wenn man von Strophe 29,15 absieht, in der er beiden Parteien zu Munde redet, und nur durch die Abwesenheit pro-kaiserlicher Sentenzen kann Müller zugestimmt werden. Lediglich im Zusammenhang mit Friedrichs Kreuzzug fordert Walther den Kaiser auf, in den deutschen Reichsteil zurückzukehren, und auch dies nur, um sich des kirchlichen Widerstandes zu erwehren.

Etwas deutlicher äussert sich Walther zur Macht- und Prunkentfaltung der Kirche. Entsprechend Friedrichs Versuchen, sich die Gunst der Päpste weitgehendst zu erhalten, eine Politik, die auf des Kaisers Zusammenarbeit mit Innozenz III. zurückging, schweigt Walther zur Person des Papstes völlig, nachdem er sich unter Otto als erklärter Feind päpstlicher Macht erwiesen hatte. Statt dessen prangert er in der Kritik an der Konstantinischen Schenkung "die pfaffen" und ihre Masslosigkeit an und plädiert mit den Worten des Klausners dafür, dass sich die Kirche ihrer eigentlichen Aufgaben besinne. Papst Innozenz III., den er vor Jahren als "zouberaere" (33,22), als "babest mit des tievels stricken" und als Benutzer des "swarze(n) buoch(es), daz ime der hellemor hat gegeben" (33,7) bezeichnet hatte, umschreibt er vorsichtig als "êrre bâbest", der uns "also sêre twanc", (10,33) und die vernichtenden Bannsprüche Gregor IX. gegen Friedrich nennt er lediglich "unsenfte brieve" (124,26). Zieht man die absolute Machtentfaltung unter Gregor IX. in Betracht, so erscheinen die schwachen Protestrufe Walthers in einem bezeichnenden Licht.

Am stärksten engagierte Walther sich in der Verteidigung der untergehenden höfischen Kultur. Hinweise auf neue, verderbliche Sitten und die Ausweitung höfischer Ämter und Privilegien auf nach seiner Meinung "minder"-wertige gesellschaftliche Schichten sind in fast allen hier besprochenen Liedern zu finden, wobei bei ihm, dem vermeintlichen Spross einer armen Ministerialen-Familie, sein Streben nach

"varndes guot"--so verständlich es doch ist--in krassem Gegensatz zu der von ihm vertretenen Wertskala steht. Eine ähnliche ambivalente Haltung nahm er mit Bezug auf die Tatsache ein, dass Friedrich in Sizilien nach arabischer Sitte ein recht ausschweifendes Leben führte, und seitens des Papstes wurde dies auch öffentlich kritisiert. Dazu schweigt Walther. Heinrich hingegen rügte er wegen seiner Lebensführung und seines Umganges, wobei er wohl meinte, dass sein Ruhm als Dichter und sein Alter ihm das Recht zur Kritik verliehen.

Ginge es darum, Walthers "Philosophie" in Hinsicht auf Kaiser, Kirche, Reich und Gesellschaft zu formulieren, so scheinen sich darin folgende Gedanken zu finden: Nach dem Vorbild Barbarossas und Heinrich VI., deren Regierungsstil er ja schon als erwachsener und interessierter Beobachter kennengelernt hatte, sah er in einer starken Zentralgewalt die Garantie für Recht und Ordnung. Aus diesem Grunde schloss er sich wohl auch dem stärksten Herrscher an, bei dem er diese Prinzipien am besten erkannte. Es verbleibt jedoch ein Rest von Zweifel, bis zu welchem Grade persönliche, materielle Interessen bei der Bestimmung des "Stärksten" ausschlaggebend waren, wie dieses zum Beispiel beim Übertritt zu dem erst siebzehnjährigen König Friedrich, dessen Macht zu diesem Zeitpunkt längst nicht etabliert war, zu erkennen ist. Es sei in diesem Zusammenhang daran erinnert, dass sich der junge Friedrich öffentlich König "von Gottes und Papstes Gnaden" nannte. Dieser Papst war zudem der Walther

so verhasste Innozenz III. Der Umstand, dass die ständige Abwesenheit des Kaisers für Walter anscheinend kein Grund zum Klagen war, kann so gedeutet werden, dass die Integrität des Staates im Sinne von Recht und Ordnung Vorrang hatte gegenüber der Anwesenheit des Regenten; der erst neunjährige König Heinrich kann hier wohl unberücksichtigt bleiben. Diese Vermutung kann dadurch gestützt werden, dass im König Friedrichston sogar von Walther der Versuch gemacht wird, Friedrichs Abzug nach Italien zu unterstützen, um gleichzeitig die Position der Fürsten zu stärken.

Walthers religiöse Einstellung unterschied deutlich zwischen der Kirche als weltliches Machtinstrument und der Kirche als Stiftung Christi. Auch damit passte er sich der Politik des Kaisers an, der auch nach seinem offenen Bruch mit Rom niemals die Kirche als Institution in Frage stellte, sondern nur die Person des Papstes. Von daher sind Walthers Angriffe auf den Papst und den Lebensstil der Geistlichkeit zu verstehen. Wenn er dem Kaiser empfiehlt, die Geistlichen notfalls von ihren Pfründen zu verjagen, so setzt er die unter Otto gezeigte Haltung fort, nach der er die Macht nur zwischen Gott und Kaiser geteilt sah, wobei der Papst völlig ignoriert wurde. Von dieser Einstellung ging Walther Zeit seines Lebens nicht ab, wenn auch seine Ablehnung des Papstes in ihrer Konsequenz den jeweils gegebenen politischen Gegebenheiten angepasst wurde. Das religiöse Ideal sah er in der Figur des Klausners verwirklicht, dessen Frömmigkeit und Armut im asketischen Leben zum Ausdruck kam. Dazu meint

Johannes Hunger:

Die Abkehr von der Welt bildete ein wichtiges Element der mittelalterlichen Weltanschauung und galt daher sehr vielen Menschen der verschiedensten Gesellschaftsklassen als das erstrebenswerte Ideal.⁷

Damit ist zugleich Walthers Einstellung zur Gesellschaft erwähnt. Abkehr von der Welt und nicht Zuchtlosigkeit, höfische Tugend und nicht Verlust der "mæze" galten ihm als ethische Werte, welche die gesellschaftliche Elite auszeichnen sollte. Seine starren Vorstellungen von den ritterlichen Tugenden hinderten ihn jedoch, in neu aufkommenden Gesellschaftsschichten und deren Wertvorstellungen ein potentiell modernisierendes Element zu sehen. Indem er Heinrich und dessen Bevorzugung des Neuadels und des Bürgertums in scharfen Worten kritisierte und seine eigenen gesellschaftlichen Ideale absolut setzte, geriet er in Opposition zu den allmählich erstarkenden sozialen Kräften und konnte nicht verhindern, dass man ihn schliesslich übergang und zur Vergangenheit rechnete.

Die Wertschätzung Walthers zu seiner Zeit war unbestritten, obwohl es ihm sicherlich nicht an Feinden und Neidern gefehlt hat, und die Walther-Forschung hat sich in der Vergangenheit zum grössten Teil diesem eindeutig positiven Urteil angeschlossen, ja, ihn selbst glorifiziert und idealisiert. In neuerer Zeit hingegen mehren sich kritische Stimmen, die Walther "im Spannungsfeld zwischen höfischer Konvention und subjektiver Interessenlage" gerecht zu werden versuchen.⁸ In der vorliegenden Arbeit sollte gezeigt werden, dass jene

"subjektive Interessenlage" sich deutlich in Walthers politisch-religiöser Altersdichtung nachweisen lässt, und dass im besonderen seine Belehnung einen deutlichen Einschnitt auch in seinem Schaffen bedeutete: Wenn er auch im wesentlichen seinen Grundsätzen gegenüber Kaiser, Reich, Kirche und Gesellschaft treu blieb, so hat er doch deutliche Abstriche davon erkennen lassen, die den Vorwurf des Opportunismus zumindest nicht ausschliessen lassen. Hier war vielleicht der erworbene und zu verteidigende Ruhm, aber auch die Abhängigkeit als des Kaisers Lehnsmann die Ursache. Man muss sich jedoch davor hüten, diese Feststellung im Lichte gegenwärtiger Moralbegriffe zu deuten. In der Gegenwart fällt es etablierten Dichtern vergleichsweise leicht, sich gegen das Establishment zu wenden, weil ein Markt für Andersdenkende besteht. Walthers zunächst ungesicherte, dann aber gesicherte und abhängige Stellung gebot ihm immer wieder, dieser Tatsache Rechnung zu tragen.

ANHANG

MAURERS THESE DER TON-LIED-EINHEIT

Friedrich Maurer hat mit seinem 1954 erschienen Buch Die politischen Lieder Walthers von der Vogelweide die Fachwelt zu einer neuen, intensiven Auseinandersetzung mit der Walther-Literatur herausgefordert. Er stiess dabei sowohl auf Ablehnung als auch auf vorbehaltliche Zustimmung. Maurer hat als erster Walthers Töne, die in den verschiedenen Handschriften in unterschiedlicher Reihenfolge überliefert sind, zu Liedern zusammengefasst. Allein damit hat er schon dem Studierenden und Interessierten eine grosse Hilfe geboten, die Dichtung Walthers kennen und verstehen zu lernen. Verglichen mit der Ausgabe von Böhm, die 1942 erschien, und der von Wapnewski, die 1962 erschien, die beide mehr oder weniger konsequent der simrockschens Sprucheinteilung folgen, ist erst durch die Veröffentlichung Maurers klar zum Ausdruck gekommen, dass schon der Dichter zu verschiedenen Zeiten verschiedene musikalische und metrisch-rhythmische, aber auch sprachlich-gedankliche Ausdrucksformen in seiner Lyrik jeweils für einen bestimmten Zeitabschnitt verwandte. Hingegen geben die beiden obengenannten Ausgaben der Datierung der einzelnen Strophen den Vorrang. Daher wird die vom Dichter offenbar angestrebte Einheit dieser Töne zerrissen. Da Walther sich aber nicht als Chronist, sondern als Poet verstand, sind seine Bezüge auf historische Ereignisse in den einzelnen "Strophen" oft recht ungenau, so dass den Datierungsmöglichkeiten ein relativ breiter Zeitraum gegeben

wird. Deshalb können oft die Bezüge zur historischen Wirklichkeit nur mit einem mehr oder weniger grossen Wahrscheinlichkeitsgrad angesetzt werden. Von daher findet man zum Beispiel bei Böhme "Sprüche" der einzelnen Töne im ganzen Buch verteilt.

Maurers vorrangiges Anliegen war es allerdings, die Lyrik Walthers in der, wie er glaubt, vom Dichter beabsichtigten Form herauszugeben. Er macht den Versuch, die bisher als "Sprüche" bezeichnete Dichtung Walthers, also die "Nicht-Minne-Lyrik" als liedhafte Einheiten zu verstehen. Dabei ist er überzeugt,

dass die sogenannten "Sprüche", die Spruchstrophen des gleichen Tons, das heisst gleicher Bauart und Melodie, in fast allen Fällen sich jeweils zu einer Einheit, einem Liede zusammenfügen, zu Liedern, die jeweils in einer bestimmten, engbegrenzten Zeitspanne entstanden und die sich jeweils auf einen bestimmten einheitlichen Sachverhalt beziehen.¹

Ausserer Anlass, den Maurer seinen "faktischen Grund" nennt, war dazu der Reichston, den er 1949 in einem anderen Zusammenhang, nämlich der Frage des von Ehrismann aufgestellten "ritterlichen Tugendsystems" untersuchte. Maurer stellte hier fest, dass "schon die Gleichheit der äusseren Form der 'Sprüche' weit über das hinausgeht, was der gleiche Ton, die gleiche Melodie fordert."² Es waren vor allem die regelmässige Wiederkehr der metrisch-rhythmischen, wie auch der sprachlich-gedanklichen Kunstmittel, die Walther hier so gekonnt angewandt hatte, die Maurers These: ein Ton = ein Lied auslöste. Ausserdem verschmilzt nach Maurer die gedankliche Aussage des Reichstons mit den obengenannten Bausteinen zu

einer harmonischen Einheit. Darüber hinaus sind die drei Strophen durch das gleiche Thema miteinander verbunden, keine ist ein eingenständiges Gebilde.

Maurer hatte aber noch einen "prinzipiellen Grund" : Im Hochmittelalter wurde grundsätzlich ein Ton, das heisst eine Einheit von Strophen gleicher Baukunst einem Liede (diu liet) gleichgesetzt. Für ein solches Kunstgebilde wird auch immer eine spezielle Melodie nur einmal verwandt. Der mehrmalige Gebrauch einer Melodie kam nicht vor. Ein solches Lied als "einheitliches Gebilde", dessen bedeutsames Charakteristikum noch die gesungene Vortragsweise war, war nach Maurer das Ziel des mittelhochdeutschen Künstlers. Dieses garantierte gerade wegen seiner Geschlossenheit eine grössere Publikumswirkung. Aber auch Carl von Kraus' Neuinterpretation des Waltherschen "Alterstons" als einheitliches Lied galt Maurer als "Vorbeweis", dass auch die übrigen Töne Walthers als liedhafte Einheit verstanden werden könnten.

Der dritte Grund für Maurers These war ihm die Tatsache der Tradition, denn "schon Walthers einzig erwähnenswerter Vorgänger, der Spruchdichter Spervogel hat vielstrophige Lieder"³ gedichtet. Die Spruchdichter nach Walther setzten dann des grossen Meister Tradition fort. Maurer hat die Töne nach-waltherscher Spruchdichter von Schülern untersuchen lassen. Ihre Ergebnisse sind übereinstimmend völlig eindeutig. Sie haben bei allen Dichtern einheitliche Lieder von mehreren Strophen entdecken können. Allerdings abweichend von Maurers These: Ton = Lied haben diese Dichter

einen Ton für mehrere Lieder verwandt. Hingegen bezieht Maurer für Walthers "politische Lieder", abgesehen von der Liedlänge, einen Ton auf ein Lied, und so kommt er zum Beispiel beim Unmutston auf den fast unglaublichen Umfang von 18 Strophen. Dieses ist umso erstaunlicher, denn wenn sich Maurer auf die vor- und nach-walthersche Tradition bezieht, so übergeht er dabei aber den wesentlich geringeren Umfang dieser Spruchtöne. Moser weist zum Beispiel darauf hin, dass auch bei den Provenzalen, die Walther ja gekannt hat, wie es seinem Preislied zu entnehmen ist, die Einheit von sieben Strophen kaum überschritten wird. Zehn Strophen für ein Lied bestehen auch hier nur in der Ausnahme. Aber Herger verwendet vorwiegend "Einheiten von fünf Strophen".⁴

Die oben aufgezählten Kriterien, die also Maurer 1949 am Reichston herausgefunden hatte, galten ihm nun als Veranlassung, auch die anderen zwölf Töne Walthers auf ihre Einheit hin zu untersuchen. Damit hatte er mit seiner Ton-Lied-Einheit der seit Simrock gebräuchlichen Annahme, Walther habe seine Töne aus einzelnen, von einander unabhängigen "Sprüchen" oder aber er habe höchstens Dreiereinheiten geformt, den Krieg angesagt und damit eine erneute, aber wesentlich heftigere wissenschaftliche Kontroverse hervorgerufen.

ANMERKUNGEN

I.

- ¹ Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, hrsg. von Karl Lachmann.
Alle Zitate, die Walthers Dichtung entnommen sind, werden nach dieser Ausgabe zitiert, worauf auch in Kapitel I,4 dieser Arbeit hingewiesen wird.
- ² Es muss aber darauf hingewiesen werden, dass nur die Lyrik Walthers herangezogen werden kann, da andere Nachweise wie zum Beispiel Tagebücher und Briefe, fehlen, um diese Wechselbeziehung herausarbeiten zu können und dass von daher alle Schlussfolgerungen mehr oder weniger hypothetisch bleiben.
- ³ Karl Bertau, Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter (München, 1973), Bd. II, S. 1099, versucht eine Ähnlichkeit vor allem der 1. Strophe des Palästinaliedes mit einem Schreiben Friedrichs II. vom 21. August 1215 an das Generalkapitel der Zisterzienseräbte herauszuarbeiten. Er kann aber nicht überzeugen, vielmehr ist anzunehmen, dass sowohl der junge König als auch der Sänger hier allgemeines Gedankengut des Kreuzzugszeitalters verwenden. Daher ist die Datierung Maurers, der die Entstehungszeit des Palästinaliedes um 1206 ansetzt, übernommen.

II.

- ¹ Bruno Gloger, Kaiser, Gott und Teufel (Berlin, 1970), gibt auf Seite 96 eine recht detaillierte Darstellung der sozialen Situation in diesen Jahren.
- ² Ernst Kantorowicz, Friedrich der Zweite, (Düsseldorf, 1963), S. 393.
- ³ Heinrich von Veldeke, Eneide, hrsg. von Otto Behagel (Hildesheim, 1970), 13230-49.
- ⁴ Kantorowicz, Friedrich der Zweite, S. 13.
- ⁵ ebd., S. 46.
- ⁶ ebd., S. 48.
- ⁷ Unterschiedliche Jahreszahlen werden bei Kantorowicz und Wahl, Wandler der Welt angegeben.
- ⁸ Rudolf Wahl, Wandler der Welt (Salzburg, 1947), S. 41.
- ⁹ Kantorowicz, Friedrich der Zweite, S. 60.
- ¹⁰ Wahl, Wandler der Welt, S. 56.
- ¹¹ ebd., S. 64.
- ¹² ebd., S. 68.

- 13 J. Biehringer, Kaiser Friedrich II. (Berlin, 1912), S.55.

III.

- 1 Helmut de Boor, Geschichte der deutschen Literatur, II (München, 1953), S. 395.
- 2 S. Anholt, Die sogenannten Spervogelsprüche und ihre Stellung in der älteren Spruchdichtung (Amsterdam, o. J.), S. 37-38.
- 3 ebd., S. 26-27.
- 4 De Boor, Geschichte der deutschen Literatur, II, S. 396.
- 5 Anholt, Spervogelsprüche, S. 81.
- 6 ebd., S. 72.
- 7 ebd., S. 143.
- 8 ebd., S. 148.
- 9 Judy Mendels und Linus Spuler, "Landgraf Hermann von Thüringen und seine Dichterschule", Deutsche Vierteljahresschrift ..., 33 (1959), 361 ff.
- 10 Anholt, Spervogelsprüche, S. 81 ff.

IV.

- 1 Friedrich Maurer, Die politischen Lieder Walthers von der Vogelweide (Tübingen, 1954), S. 74.
- 2 ebd., S. 73.
- 3 Friedrich Wittenberg, Die Hohenstaufen im Munde der Troubadours (Münster, 1908), S. 54-58.
- 4 Bertau, Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter, II, S. 1102.
- 5 Ulrich Müller, Untersuchungen zur politischen Lyrik des deutschen Mittelalters (Göppingen, 1974), S. 337-339.
- 6 Alois Kircher, Dichter und Konventionen. Zum gesellschaftlichen Realitätsproblem der deutschen Lyrik um 1200 (Düsseldorf, 1973), S. 67.
- 7 Bertau, Deutsche Literatur, II, S. 1001.
- 8 W. Wilmanns und Victor Michels, Walther von der Vogelweide (Halle, 1924), S. 81.
- 9 Roland Koehne, "Zu Walthers Bognersprüchen und Bogner-ton", Wirkendes Wort, 10 (1960), 38.
- 10 R. Schmidt-Wiegandt, "Walther Kerze (84,33). Zur Bedeutung von Rechtssymbolen für die internationalen Daten in mittelalterlicher Dichtung", Zeitschrift für Deutsche Philologie, 87, Sonderheft, 1969, 154 ff.

- 11 Eduard Winkelmann, Kaiser Friedrich II., 1897 (Nachdruck: Darmstadt, 1963), S. 348.
- 12 ebd., S. 409.
- 13 Siehe entsprechende Darstellungen bei Kantorowicz, Gloger, Wahl, Holler u. a.
- 14 Winkelmann, Kaiser Friedrich II., S. 470.
- 15 Bruno Gloger, Kaiser, Gott und Teufel, Anhang.
- 16 Winkelmann, Kaiser Friedrich II., I, S. 58.
- 17 ebd., S. 490.
- 18 Richard Scholz, Die Publizistik zur Zeit Philipps des Schönen und Bonifaz VIII. (Amsterdam, 1962), S. 93.
- 19 Joerg Schaefer, Walther von der Vogelweide, Werke (Darmstadt, 1972), S. 513.
- 20 R. Wahl, Wandler der Welt, S. 136-137.
- 21 ebd., S. 265.
- 22 ebd., S. 264.
- 23 Hans Naumann, "Die Hohenstaufen als Lyriker und ihre Dichterkreise", Euphorion, 36 (1935), 30.
- 24 ebd., 30.
- 25 Winkelmann, Kaiser Friedrich II., S. 56.

V.

- 1 Franz Pfeiffer, Walther von der Vogelweide (Wien, 1860), S. 306.
- 2 Konrad Burdach, "Walthers Aufruf zum Kreuzzug Kaiser Friedrichs II.", in Walther vander Vogelweide, hrsg. von S. Beyschlag (Darmstadt, 1971), S. 117-140.
- 3 Friedrich Wilhelm Wentzlaff-Eggebert, Kreuzzugsdichtung des Mittelalters (Berlin, 1960), S. 245-246.
- 4 Winkelmann, Kaiser Friedrich II., S. 56.
- 5 Wolfram Seegrün, "Kaiser, Papst und Kirche nach der Anschauung Friedrichs II.", Historische Zeitschrift, 20 (1968), 19.
- 6 E. Wolfram, "Kreuzpredigt und Kreuzlied", Zeitschrift für deutsches Altertum und Literatur, 30 (1886), 86.
- 7 Winkelmann, Kaiser Friedrich II., S. 8.
- 8 O. Vehse, Die amtliche Propaganda in der Staatskunst Friedrichs II. (München, 1929), S. 25.
- 9 Wentzlaff-Eggebert, Kreuzzugsdichtung, S. 67.

- 10 Burdach, Walther von der Vogelweide (Leipzig, 1900) S. 87.
- 11 Ursula Schwerin, Die Aufrufe der Päpste zur Befreiung des Heiligen Landes von den Anfängen bis zum Ausgang Innozenz IV. Ein Beitrag ... 1937. (Nachdruck: Vaduz, 1965), S. 39-63.
- 12 E. Wolfram, "Kreuzpredigt und Kreuzlied", Zeitschrift für deutsches Altertum und Literatur, 30 (1886), 89.
- 13 Ulrich Müller, Untersuchungen zur politischen Lyrik, S. 309.
- 14 O. Vehse, Die amtliche Propaganda, S. 20.
- 15 E. Wolfram, "Kreuzpredigt und Kreuzlied", Zeitschrift für deutsches Altertum und Literatur, 30 (1886), 125.
- 16 R. Wustmann, Walther von der Vogelweide (Strassburg, 1913), S. 45.

VI.

- 1 Müller, Untersuchungen zur politischen Lyrik, S. 271 ff.
- 2 Karen W. Klein, The Partisan Voice (Paris, 1971), S. 54.
- 3 William Mc Donald, German Medieval Literary Patronage from Charlemagne to Maximilian I. (Amsterdam, 1973), S. 69.
- 4 Johannes Hunger, Walther von der Vogelweide, Minnesänger und politischer Dichter (Berlin, 1955), S. 107.
- 5 Burdach, Walther von der Vogelweide, S. 186.
- 6 Müller, Politische Lyrik, S. 343, bezieht sich hier auf 11,30 und 105,13.
- 7 Hunger, Walther von der Vogelweide, S. 47.
- 8 Alois Kircher, Dichter und Konventionen. Zum gesellschaftlichen Realitätsproblem der deutschen Lyrik um 1200. (Düsseldorf, 1973).

Anhang

- 1 F. Maurer, "Walthers Sprüche" in Mittelhochdeutsche Spruchdichtung, S. 147.
- 2 F. Maurer, Die politischen Lieder Walthers von der Vogelweide (Tübingen, 1954), S. 13.
- 3 Maurer, "Walthers Sprüche", S. 153.
- 4 Hugo Moser, "Lied und Spruch in der mittelalterlichen deutschen Dichtung" in Mittelhochdeutsche Spruchdichtung, S. 239.

BIBLIOGRAPHIE

1. Primärliteratur.

Des Minnesangs Frühling. Mit Bezeichnung der Abweichungen von Lachmann und Haupt unter Beifügung ihrer Anmerkungen neu bearb. von Friedrich Vogt, 2. Ausgabe. Leipzig, 1914.

Walther von der Vogelweide. Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, hrsg. von Karl Lachman, 13. auf Grund der 10. von Carl von Kraus bearb. Ausgabe neu hrsg. von Hugo Kuhn. Berlin, 1965.

2. Sekundärliteratur.

Anholt, S. Die sogenannten Spervogelsprüche und ihre Stellung in der älteren Spruchdichtung. Amsterdam, o. J.

Behrendt, Martin. Zeitklage und laudatio temporis aeti in der mittelhochdeutschen Lyrik. Berlin, 1935.

Bermann, Konrad Arnold. Walther von der Vogelweide. Lehrer und Führer des deutschen Volkes. Freiburg, 1933.

Bertau, Karl. Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter, II. München, 1973.

Biehringer, Fr. J. Kaiser Friedrich II. Berlin, 1912.

Boehm, Hans. Walther von der Vogelweide. Leipzig, 1942.

Boesch, Br. "Walthers L63,32 und 125,1". Zeitschrift für Deutsche Philologie, 84 (1965), 1 ff.

de Boor, Helmut. "Besprechung: Friedrich Maurer. Die politischen lieder Walthers von der Vogelweide (1956)". In Mittelhochdeutsche Spruchdichtung, hrsg. von H. Moser. Darmstadt, 1972. S. 172 ff.

Brinkmann, Henning. "Walthers Elegie". Wirkendes Wort, 5 (1954-55), 1 ff; 198 ff.

Bulst, W. "Politische und Hofdichtung der Deutschen bis zum hohen Mittelalter". Deutsche Vierteljahresschrift für Literatur und Geisteswissenschaft, 15 (1937), 189 ff.

Burdach, Konrad. "Der gute Klausner Walthers von der Vogelweide als Typus unpolitischer christlicher Frömmigkeit". Zeitschrift für Deutsche Philologie, 60 (1935), 313 ff.

----- "Walthers Aufruf zum Kreuzzug Kaiser Friedrichs II." Euphorion, 36 (1935), 50 ff.

- . "Der mittelalterliche Streit um das Imperium".
Deutsche Vierteljahresschrift für Literatur und Geistes-
geschichte, 13 (1935), 503 ff.
- . Walther von der Vogelweide. Leipzig, 1900.
- Diez, Friedrich. Die Poesie der Troubadours. Zwickau, 1826.
- Ehrismann, Gustav. Der Geist der deutschen Dichtung im Mit-
telalter. Leipzig, 1925.
- Enders, Rudolf. Einführung in die mittelhochdeutsche Litera-
tur. Frankfurt, 1971.
- Fechter, Werner. Das Publikum der mittelhochdeutschen Dich-
tung. Darmstadt, 1956.
- Fleckenstein, Josef. Probleme unter Friedrich II. Köln,
1974.
- Fustner, H. "Spruch, Zyklus oder Lied?" Neophilologus,
37-38 (1953-54), 303 ff.
- Gaulke, Heinz. Das Leben der Minnesänger. Stuttgart, 1934.
- Gebhardt, Bruno. Handbuch der deutschen Geschichte. Stutt-
gart, 1954.
- Gernetz, Hans Joachim. Religiöse deutsche Dichtung des
Mittelalters. Heidelberg, o.J.
- Gloger, Bruno. Kaiser, Gott und Teufel. Berlin, 1970.
- Graefe, Friedrich. Die Publizistik in der letzten Epoche
Kaiser Friedrichs II. Heidelberg, 1909.
- Gutenbrunner, S. "Einige Waltherkonjekturen". Zeitschrift
für Deutsche Philologie. 85 (1966), 50 ff.
- Haidacher, A. "Walther Miszellen". Zeitschrift für Deutsche
Philologie. 81 (1962), 322 ff.
- Halbach, Kurt Herbert. "'Humanitäts-Klassik' des Staufer-
zeitalters in der Lyrik Walthers von der Vogelweide."
In Festschrift für Klaus Ziegler, hrsg. von Eckehard
Catholy und Winfried Hellmann, Tübingen, o. J. S. 13-
37 ff.
- . "Rezension von Friedrich Maurer: Politische Lieder".
Zeitschrift für Deutsche Philologie, 76 (1957), 107 ff.
- . Walther von der Vogelweide. Stuttgart, 1965.

- Halle, Johannes. Die Epochen der deutschen Geschichte. Stuttgart, 1942.
- Harder, Hermann. Walther von der Vogelweide, der Sänger des Reiches. Sein Leben in seinen Werken. Leipzig, 1943.
- Heinrich von Veldeke. Eneide, hrsg. von Otto Behaghel. Hildesheim, 1970.
- Hoffmann, W. "Walthers sogenannte Elegie". Zeitschrift für Deutsche Philologie. 87. Sonderheft (1968), 108 ff.
- Holzknicht, Karl-Julius. Literary Patronage in the Middle Ages. New York, 1966.
- Hunger, Johannes. Walther von der Vogelweide: Minnesänger und politischer Dichter des Reiches. Berlin, 1955.
- Jones, George F. "A Solution of Walther von der Vogelweide 26,33-27,6". Monatshefte, 49 (1957), 31 ff.
- . Walther von der Vogelweide. New York, 1968.
- Jungbluth, Günther. "Neue Forschungen zur mittelhochdeutschen Lyrik". Euphorion, 1 (1957), 192 ff.
- Kantorowicz, Ernst. Kaiser Friedrich II. München, 1963.
- Kircher, Alois. Dichter und Konventionen: Zum gesellschaftlichen Realitätsproblem der deutschen Lyrik um 1200. Düsseldorf, 1973.
- Klein, K. W. Zur Spruchdichtung und Heimatfrage Walthers von der Vogelweide. Innsbruck, 1952.
- . The Partisan Voice. The Hague, 1971.
- Köhne, Roland. "Zu Walthers Bognersprüchen und Bognerton". Wirkendes Wort, 10 (1960), 35 ff.
- Kracher, Alfred. "Beiträge zur Waltherkritik". Beiträge zur Geschichte der Deutschen Sprache und Literatur, (Tübingen) 78 (1956), 1954 ff.
- Kuhn, Hugo. Dichtung und Welt im Mittelalter. Stuttgart, 1959.
- , "Die Klassik des Rittertums in der Stauferzeit". In

Analen der Deutschen Literatur, hrsg. von Otto Burger. Stuttgart, 1971.

Lange, Victor und Hans Gert Roloff, Hrsg. Dichtung, Sprache und Gesellschaft. Akten des IV. Internationalen Germanisten-Kongresses 1970 in Princeton. Frankfurt, 1971.

Lintzel, Martin. "Die Mäzene der deutschen Literatur im 12. und 13. Jahrhundert". In Martin Lintzel, Ausgewählte Schriften, II. Berlin, 1961. S. 489-512.

Ludwig, Otto. "Die Priameln Spervogels". In Mittelhochdeutsche Spruchdichtung, hrsg. von H. Moser. S. 288 ff.

Maurer, Friedrich. Die Lieder Walthers von der Vogelweide. Die religiösen und die politischen Lieder. 3. Aufl. Tübingen, 1967.

-----. Die politischen Lieder Walthers von der Vogelweide. Tübingen, 1954.

-----. "Die politischen Lieder Walthers von der Vogelweide" Buchbesprechung von K. H. Halbach. Zeitschrift für Deutsche Philologie, 76 (1957), 107 ff.

-----. "Das ritterliche Tugendsystem". Deutsche Vierteljahresschrift für Literatur und Geistesgeschichte, 23 (1949), 274.

-----. "Walthers 'Sprüche'". In Mittelhochdeutsche Spruchdichtung, hrsg. von H. Moser. Darmstadt, 1972. S. 146 ff.

-----. "Zu den religiösen Liedern Walthers von der Vogelweide". Euphorion, 49 (1955), 29 ff.

Mc Donald, William. German Medieval Literary Patronage from Charlemagne to Maximilian I. Amsterdam, 1973.

Mendels, Judy und Linus Spuler. "Landgraf Hermann von Thüringen und seine Dichterschule". Deutsche Vierteljahresschrift ... , 33 (1959), 361 ff.

Mensel, R. Das Leben Walthers von der Vogelweide. Leipzig, 1865.

Mergell, Bodo. "Zur zyklischen Form der Spruchdichtung Hergers". In Mittelalterliche Spruchdichtung, hrsg. von H. Moser. S. 246 ff.

Mohr, Wolfgang. "Altersdichtung Walthers von der Vogelweide". Sprachkunst, 2 (1971), 329 ff.

- . "Parallelen zwischen deutscher Dichtung des Mittelalters und der Neuzeit". Euphorion, 50 (1956), 129 ff.
- . "Tanhusers Kreuzlied". Deutsche Vierteljahresschrift ... , 34 (1960), 338 ff.
- . "Zur Form des mittelalterlichen deutschen Strophenliedes". Der Deutschunterricht, 5 (1953), 62 ff.
- Moser, Hugo. "'Lied' und 'Spruch' in der nachwaltherlichen Dichtung (1961)". In Mittelhochdeutsche Spruchdichtung, hrsg. von H. Moser. S. 180 ff.
- . "Die mittelhochdeutsche 'Spruchdichtung' als übernationale und nationale Erscheinung". Zeitschrift für Deutsche Philologie, 19 (1957), 231 ff.
- . "Sprüche oder politische Lieder Walthers?" Euphorion, 51 (1957), 239 ff.
- Müller, Eugen. Peter von Prezza, ein Publizist der Zeit des Interregnums. Heidelberg, 1913.
- Müller, Karl Friedrich. Die literarische Kritik in der mittelhochdeutschen Dichtung und ihr Wesen. Darmstadt, 1933.
- Müller, Ulrich. "Tendenzen und Formen; Versuch über mittelhochdeutsche Kreuzzugsdichtung". In Getempert und gemischt, hrsg. von Franz Hundsnuischer und Ulrich Müller. Göppingen, 1972. S. 251 ff.
- . Untersuchungen zur politischen Lyrik des Deutschen Mittelalters. Göppingen, 1974.
- Naumann, Hans. "Die Hohenstaufen als Lyriker und ihre Dichterkreise". Euphorion, 36 (1935), 21 ff.
- . Dichten und Denken von der germanischen bis zur stau-
fischen Zeit. Berlin, 1952.
- Naumann, Friedrich. "Walther von der Vogelweide und das Reich". Deutsche Vierteljahresschrift ... , 1 (1923), 503 ff.
- Niese, Hans. "Zur Geschichte des geistigen Lebens am Hofe Friedrichs II. ". Historische Zeitschrift, 108 (1912), 473 ff.
- Pfeiffer, Franz. Walther von der Vogelweide. Wien, 1860.
- . Walther von der Vogelweide. Leipzig, 1866.

- . "Wichtige Unterschiede zwischen Spruch und Lied (1864)". In Mittelhochdeutsche Spruchdichtung, hrsg. von H. Moser. 34 ff.
- Ploss, E. "Der Beginn politischer Dichtung in deutscher Sprache". Zeitschrift für Deutsche Philologie, 88 (1969), 1 ff.
- . "Akzente politischer Dichtung. Von Walther bis Ulrich von Hutten". In Dichtung, Sprache und Gesellschaft. Akten des 4. internationalen Germanisten-Kongresses 1970 in Princeton. Frankfurt, 1971.
- Protze, Helmut. Walther von der Vogelweide. Halle, 1963.
- Rathay, Johann. "Über den Unterschied zwischen Lied und Spruch (1875)". In Mittelhochdeutsche Spruchdichtung, hrsg. von H. Moser. 46 ff.
- Roethe, Gustav. "Die Gedichte Reinmars von Zweter". In Mittelhochdeutsche Spruchdichtung, hrsg. von H. Moser. 55 ff.
- Rosenfeld, Helmut. "Die Literatur des ausgehenden Mittelalters in soziologischer Sicht. Wirkendes Wort, 5 (1954-55), 330 ff.
- Rubinstein, N. "Political Rhetoric in the Imperial Chancery during the Twelfth and Thirteenth Centuries". Medium Aevum, 14 (1945).
- Rückert, Heinrich (Hrsg.). Der Wälsche Gast des Thomasin von Zirclaria. Berlin, 1965.
- Ruh, Kurt. "Mittelhochdeutsche Spruchdichtung als gattungsgeschichtliches Problem". In Mittelhochdeutsche Spruchdichtung, hrsg. von H. Moser. 205 ff.
- Sändig, Martin. Die fürstlichen Minnesänger. 1882. Reprint Mainz, 1969.
- Schäfer, Dietrich. Deutsche Geschichte. Jena, 1932.
- Schaefer, Jörg. Walther von der Vogelweide. Darmstadt, 1972.
- Schmidt-Wiegand, R. "Walthers Kerze (84,33). Zur Bedeutung von Rechtssymbolen für die internationalen Daten in mittelalterlicher Dichtung". Zeitschrift für Deutsche Philologie, 87. Sonderheft (1968), 154 ff.
- Schneider, Hermann. "Drei Waltherlieder". Zeitschrift für Deutsches Altertum, 55 (1936), 124 ff.

- Schneider, Hermann. "Mittelhochdeutsche Spruchdichtung". In Mittelhochdeutsche Spruchdichtung, hrsg. von H. Moser. S. 134 ff.
- Schoenbach, Anton. Walther von der Vogelweide. Berlin, 1895.
- Scholz, Richard. Die Publizistik zur Zeit Philipps des Schönen und Bonifaz VIII. Amsterdam, 1962.
- Schönbach, Anton. Walther von der Vogelweide; ein Dichterleben. Berlin, 1895.
- Schupp, Volker. "Reinmar von Zweter: Dichter Kaiser Friedrichs II." Wirkendes Wort, 19 (1969), 231 ff.
- Schwerin, Ursula. Die Aufrufe der Päpste zur Befreiung des Heiligen Landes von den Anfängen bis zum Ausgang Innozenz IV. Berlin, 1937. Reprint, 1965. Historische Studien 301.
- Seegrün, Wolfgang. "Kirche, Papst und Kaiser nach der Anschauung Kaiser Friedrichs II." Historische Zeitschrift, 207 (1968), 4 ff.
- Simrock, Karl. "Lied und Spruch (1833/1869/1870)". In Mittelhochdeutsche Spruchdichtung, hrsg. von H. Moser. S. 26 ff.
- Singer, S. Walther von der Vogelweide. Burgdorf, o. J.
- Soetmann, C. Deutsche geistliche Dichtung des 11. und 12. Jahrhunderts. Stuttgart, 1963.
- Spanke, Heinz. Deutsche und französische Dichtung des Mittelalters. Stuttgart, 1943.
- Teerhoven, Helmut. "Ein Forschungsbericht". In Mittelhochdeutsche Spruchdichtung, hrsg. von H. Moser. S. 1 ff.
- Thomas, Helmuth. "Eine neue Waltherausgabe". Deutsche Vierteljahresschrift ... , 33 (1959), 324 ff.
- Vehse, O. Die amtliche Propaganda in der Staatskunst Friedrichs II. München, 1929.
- Vogt, Friedrich. Leben und Dichten deutscher Spielleute im Mittelalter. Halle, 1876.
- Wagner, J. "Äusserungen deutschen Nationalgefühls am Ausgang des Mittelalters". Deutsche Vierteljahresschrift ... , 9 (1931), 389 ff.

- Wahl, Rudolf. Wandler der Welt: Friedrich II., der sizilische Staufer. Salzburg, 1947.
- Walther, Elise. Verluste auf dem Gebiet der mittelhochdeutschen Lyrik. Stuttgart, 1933.
- Wapnewski, Peter. Walther von der Vogelweide. Frankfurt, 1962.
- Wentzlaff-Eggebert, Friedrich-Wilhelm. Kreuzzugsdichtung des Mittelalters. Berlin, 1960.
- Wilms, W. und Victor Michels. Walther von der Vogelweide. Halle, 1924.
- Wilms, W. "Lied und Spruch 1916". In Mittelhochdeutsche Spruchdichtung, hrsg. von H. Moser. S. 130 ff.
- Winkelmann, Eduard. Kaiser Friedrich II. (1218-1228/1228-1233). I., II. Leipzig, 1889/97. Nachdruck Darmstadt, 1963.
- Wisniewski, R. "Walthers Elegie (L 124,1)". Zeitschrift für deutsche Philologie, 87. Sonderheft, 1968, 91 ff.
- Wittenberg, Friedrich. Die Hohenstaufen im Munde der Troubadours. München, 1908.
- Wolf, Alois. Christliche Literatur des Mittelalters. Aschaffenburg, 1958.
- Wolf, Gunther. Stupor Mundi. Zur Geschichte Friedrichs II. von Hohenstaufen. Darmstadt, 1966.
- Wolfram von Eschenbach. Parzival. Hrsg. von Gottfried Weber. Darmstadt, 1963.
- Wolfram, G. "Kreuzpredigt und Kreuzlied". Zeitschrift für Deutsches Altertum und Deutsche Literatur, 30 (1886), 89 ff.
- Wustmann, Rudolf. Walther von der Vogelweide. Strassburg, 1913.
- Zitzmann, Rudolf. "Der Ordo-Gedanke im mittelalterlichen Weltbild und Walthers Sprüche im 1. Reichston". Deutsche Vierteljahresschrift ... , 25 (1951), 40 ff.

B30173